

Tages Woche **BÖSER**

17.4.2014 4. Jahrgang
www.tageswoche.ch
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61

Nr.
16



**Stiller Has:
Endo Anaconda
grantelt über
Pop und die
Weltwirtschaft**

Seite
12

ALTER

Mindestlohn

**Die Angstmacherei der
Wirtschaft scheint schon
wieder zu verfangen.**

Seite
6

FOTO: STEFAN BOHRER

INSERAT



Die überraschten Masken:
JAMES ENSOR

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Basel

Aus dem Königlichen Museum für Schöne Künste Antwerpen
und Schweizer Sammlungen

16.2. – 25.5.2014

kunstmuseum basel

INTERNATIONALE DESIGNMESSE

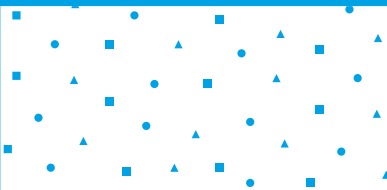
DESIGN SHOPPING EVENT



09.—10.—11.
MAI 2014



MESSE BASEL



blickfang

WHERE DESIGN GETS PERSONAL

WWW.BLICKFANG.COM

DAS
IDEALE HEIM
Magazin für Architektur, Design und Wohnkultur
Tages Woche



NZZ am Sonntag
Boero

INHALT

Mindestlohninitiative

FOTO: BASILE BORNAND



22 Franken Lohn in der Stunde sind für eine Mehrheit der Schweizer das Mindeste. Trotzdem hat die Vorlage bei der Abstimmung am 18. Mai wenig Chancen.

Seite 6

Ersatzwahl Conti

FOTO: STEFAN BOHRER



Drei Kandidaten im Streitgespräch

Seite 20

Klimawandel

FOTO: ROLAND SCHMID



Am Mekong-Delta steht den Armen das Wasser bis zum Hals.

Seite 36

Fussball Cupfinal

Die Sportchefs von FCB und FCZ über die Perspektiven ihrer Clubs.

Seite 32



Geschichten und Menschen der Woche

Seite 23

Bestattungen	S. 18
Rivella Grün	S. 19
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46
Impressum	S. 43



Dani Winter
Redaktionsleiter

Brot und Spiele

Luxemburg hat ihn, England hat ihn, ja, selbst Rumänien hat einen Mindestlohn. In der Schweiz ist die untere Grenze dessen, was ein Patron seinen Leuten für ihre Arbeit zahlen muss, bis heute nicht definiert. Das hat Folgen: Fast jeder zehnte Arbeitnehmer in der Schweiz verdient weniger als 4000 Franken, besonders häufig betroffen sind Frauen und Ausländer. Dass das eines reichen Landes wie der Schweiz unwürdig ist, bestreitet niemand. Und doch wird es die **Mindestlohninitiative** in der Abstimmung vom 18. Mai schwer haben. Denn die Arbeitgeber und ihre Interessenvertreter schüren – einmal mehr – die Angst um den Wirtschaftsstandort Schweiz. Und wenn man die aktuellen Umfragen betrachtet, scheint die Angst zu verfangen. Zumal sich ausser den Gewerkschaften kaum jemand für den Mindestlohn einsetzt.

Einer, der das tut, ist **Endo Anaconda**, Frontmann der Berner Band Stiller Has. In der ihm eigenen markigen Art wettet er gegen die «Heuchelei» der Wirtschaft, die doch nur fürchte, auch den Facharbeitern bessere Löhne zahlen zu müssen. Auch Bundesrätin Doris Leuthard und Nestlé-Chef Peter Brabeck kriegen im Interview ihr Fett weg. Anacondas Rezept zur Rettung des Planets ist «die Entmachtung der ökonomischen Elite dieser Welt». Dabei denkt Anaconda an eine unblutige Revolution. Köpfen müsse man heute niemanden mehr.

Auf ein friedliches Fussballfest am Ostermontag freuen sich die Sportdirektoren des FC Basel und des FC Zürich, **Georg Heitz und Marco Bernet**. Lange war unklar, ob der Cupfinal überhaupt in Bern stattfinden kann. Erst zehn Tage vor dem Anpfiff gab die Stadt grünes Licht – nicht nur für das Spiel, sondern auch für die traditionellen Fanmärsche zum Stade de Suisse. Auf dass es in Bern so friedlich bleibe, wie es sich für einen Ostermarsch gehört.

tageswoche.ch/+3mblq

Weiterlesen, S. 6



Wochenthema
Mindestlohn,
tageswoche.ch/
+qy1fo

Weiterlesen, S. 12



Interview mit
Endo Anaconda,
tageswoche.ch/
+mhkhu

Weiterlesen, S. 32



FCB und FCZ vor
dem Cupfinal,
tageswoche.ch/
+olaim

Dorothee Elmiger

von Timo Posselt

In ihrem zweiten Roman sucht Dorothee Elmiger nach einem Weg, über Flüchtlinge in der Schweiz zu sprechen. Den fand sie nicht, doch dafür widmet sie sich in «Schlafgänger» dem Nachdenken darüber, wie über Migration geredet wird.

Die Sammlerin sieht man Dorothee Elmiger nicht an. Dennoch hat sich bei ihr zu Hause in Zürich ein grosses Archiv aus Zeitungsartikeln, Magazinen und Prospekten gebildet. «Ich bin jemand, der alles behält», sagt sie und streicht sich die Fransen aus dem Gesicht. Auch für ihren neuen Roman «Schlafgänger» hat die 28-Jährige gesammelt. «Häufig fiel mir während des Schreibens etwas in die Hände und ist dann in den Text geflossen.»

Aus Elmigers Mund klingen auch empörte Aussagen wie bedächtige Feststellungen.

Das merkt man Elmigers 140 Seiten dünnem Buch an. In einer Passage liegt das Freibad in Bremgarten verlassen da. Im vergangenen Sommer wurde die Badi von den Behörden für Asylsuchende zur Sperrzone erklärt. Und schon steckt man mitten im Thema von «Schlafgänger». Es geht um Grenzen, Migration und die Debatte darüber. Was jedoch fehlt, ist die Stimme der Betroffenen. «Die Position der Flüchtlinge einzunehmen fände ich anmassend», erklärt Elmiger. Sie traut der Authentizität nicht, die sich einstellen würde, wenn sie als Schriftstellerin den Migranten das Wort gäbe.

Und plötzlich steht man in Kalkutta

Zugleich will sie die Diskussion nicht genauso wiederholen, wie sie normalerweise geführt wird: «Man redet über diese Menschen immer nur als die Anderen.» Ein Dilemma, aus dem es keinen Ausweg gibt. Auch das Buch bietet ihn nicht an, sondern ist ein Nachdenken darüber geworden, wie eigentlich über Migration geredet wird.

Denn Schweigen ist keine Option. «Das Thema lag ganz offensichtlich vor mir», erzählt sie. Schliesslich geht es auch sie etwas an, wenn nicht alle, die sich in der Schweiz aufhalten, die gleichen Rechte haben. «Durch kann auch ich weniger hinter dieser



Die besten Ideen kommen ihr im weichen Zustand zwischen Schlaf und Wachsein: Dorothee Elmiger.

FOTO: MARA TRUOG

Demokratie stehen.» So empört sich das anhören mag, aus Dorothee Elmigers Mund kommt die Aussage als eine bedächtige Feststellung.

Der Roman «Schlafgänger» ist ein Dialog von schemenhaften Figuren, die sich gegenseitig Geschichten erzählen, erlebte, gehörte, gelesene: Zum Beispiel von Flüchtlingen, die sich an Hausfassaden die Fingerkuppen abschleifen, um im Empfangszentrum nicht identifiziert werden zu können. Diese Verhältnisse stehen im krassen Gegensatz zu den übrigen Aspekten der Globalisierung. Güter und Kapital dürfen sich frei bewegen. Im Internet können wir digital fast überall hinreisen. Das Einzige, was uns in der realen Welt davon abhält, ist unser Körper. In Elmigers Worten: «Dass Asylsuchende sich die Fingerkuppen ab-

schleifen, ist doch ein Versuch, diesen Körper zum Verschwinden zu bringen.»

Mit ihrem Debüt «Einladung an die Waghalsigen» landete sie 2010 auf dem 2. Platz des Bachmann-Literaturpreises und erhielt 10 000 Euro. Ausserdem wurde der Roman für den Schweizer Buchpreis nominiert und brachte sie für Lesungen bis in die USA und nach Indien. Seltsam genug für Dorothee Elmiger: «Man schreibt zu Hause ein kleines Buch und plötzlich steht man damit in Kalkutta.»

Schreiben in stillen Morgenstunden

Auch in Basel machte sie halt. Als die gebürtige Appenzellerin in Leipzig am Literaturinstitut studierte, kam sie oft in Basel an und schlief bei Freunden. Diese wohnen direkt an der Grenze. «Ich finde es speziell,

wie man dort die Grenze so physisch vor Augen hat.» Und so fand die Stadt ins Buch: «Schlafgänger» spielt am Hafen, an der Elsäusserstrasse und am Grenzübergang bei St-Louis.

Benannt ist ihr neuer Roman nach den Schlafgängern aus dem 19. Jahrhundert. Diese «flüchtigen Existenzen» konnten sich keine Bleibe leisten und mieteten sich für ein paar Stunden in fremde Betten ein. Für stille Morgenstunden war keine Zeit. Gerade die sind Dorothee Elmiger besonders wichtig. Am liebsten schreibt sie frühmorgens. «Ich mache mir nur einen Kaffee und setze mich dann an den Text.» Zwischen dem Schlaf und dem Wachsein sei man in einem «ganz weichen Zustand. Dann kommen mir oft gute Ideen.»

tageswoche.ch/+62ywg

×

Die Mehrheit befürwortet einen Mindestlohn, fürchtet aber um den Wirtschaftsstandort. Die Vorlage hat kaum noch Chancen.

DIE SCHWEIZ SAGT JA ZUM SKANDAL

Von Simon Jäggi und Michael Rockenbach

Oben – der heilige Martin von Tours. In der einen Hand sein Schwert, in der anderen seinen Mantel, kurz vor dem Schnitt. Die eine Hälfte wird Martin um seinen eigenen Körper wickeln, die andere dem Bettler geben, damit dieser wenigstens ein bisschen etwas am Leib hat.

Unter dem Wandbild geht es an diesem Abend ebenfalls um Arm und Reich und die Frage einer gerechten Verteilung. Thema der Podiumsdiskussion im Zunfssaal des Schmiedenhofs in Basel ist der Mindestlohn. Auf der einen Seite des langen Tisches sitzt Paul Rechsteiner, Präsident des Schweizer Gewerkschaftsbundes und SP-

Ständerat aus St. Gallen, neben Ueli Mäder, Soziologieprofessor an der Universität Basel. Auf der anderen Seite Barbara Gutzwiller, die Basler Arbeitgeberpräsidentin, neben Martina Bernasconi, grünliberale Grossrätin und Regierungsratskandidatin. Und schon nach den ersten Voten zeigt sich, dass in der Schweizer Realität des 21. Jahrhunderts alles sehr viel komplizierter ist als in der wunderbaren Legende vom Heiligen Martin aus dem 4. Jahrhundert.

Das Ende des Konsenses

Unbestritten ist an diesem Abend eigentlich nur ein Punkt: dass ein Lohn reichen müsste, um anständig leben zu

können. Hier endet der Konsens im Zunfssaal, in der Schweiz überhaupt. Und das hilft den Gegnern. Sie haben viele Angriffspunkte. Erstens, sagen sie, sei die Initiative zu pauschal formuliert und berücksichtige weder die unterschiedlichen Regionen noch die verschiedenen Branchen. Zweitens verstoße der geforderte Eingriff gegen die Gesetze des freien Marktes. Drittens, und das ist ihr durchschlagendstes Argument, gefährde der Mindestlohn Arbeitsplätze, ja den Wirtschaftsstandort Schweiz ganz generell.

Viele Kleinunternehmen, argumentieren die Gegner, könnten sich höhere Personalkosten nicht leisten und müssten



Ernte gut, alles gut: Aber nicht bei einem Lohn von 13.15 Franken in der Stunde.

FOTOS: BASILE BORNAND



Eine Service-Angestellte verdient ohne Berufslehre rund 18 Franken in der Stunde.



Eine Coiffeuse schneidet mit 19.80 Franken in der Stunde nicht besonders gut ab.

bei der Einführung eines Mindestlohns ihren Betrieb schliessen. Am Ende hätten die wenig Verdienenden statt mehr gar keinen Lohn mehr. Genau gleich argumentiert auch die Basler Arbeitgeberpräsidentin in der Schmiedenzunft. «Ein Mindestlohn ist zwar gut gemeint», sagt Gutzwiller: «Leider schafft er aber nicht mehr Wohlstand, sondern vernichtet vielmehr die Jobs derjenigen, die schon jetzt am wenigsten haben.»

So oder ähnlich klingt es in der Schweiz vor jeder Abstimmung, bei der es um wirtschaftliche Themen geht. Und die Argumente scheinen auch diesmal zu verfangen. Vor einem Jahr sprachen sich in einer repräsentativen Umfrage über drei Viertel für die Einführung eines Mindestlohns aus, vor einem Monat waren 52 Prozent dafür. Bei der letzten Umfrage vor einer Woche unterstützten gerade noch 40 Prozent der Stimmberechtigten die Vorlage.

Die Angst um den Wirtschaftsstandort erweist sich für seine Vertreter einmal mehr als Wundermittel.

Angst vor wirtschaftlichen Folgen

Dabei scheint zumindest im aktuellen Fall die grosse Mehrheit «Ja» zu meinen, aber «Nein» zu sagen. So wie etwa die grünliberale Regierungsratskandidatin Martina Bernasconi, die Löhne unter 4000 Franken als «Skandal» bezeichnet und am 18. Mai dennoch gegen die Initiative stimmen wird. Aus Angst vor den wirtschaftlichen Folgen und weil sie nicht glaube, «dass die Initiative die Situation der Betroffenen tatsächlich verbessert», wie sie sagt.

Für die Initianten rund um den Schweizerischen Gewerkschaftsbund ist der Trend verheerend. Aber selbstverständlich denken sie nicht ans Aufgeben, selbstverständlich wollen sie noch kämpfen, das ist schliesslich ihr Job. «Entschieden ist noch gar nichts», sagt Hans-Ueli Scheidegger, Co-Leiter der Unia Nordwestschweiz, auch wenn er die Ernüchterung über die jüngsten Ergebnisse nicht ganz verbergen kann. «Die traditionelle Angstmache vor Arbeitsplatzverlust hat offenbar immer noch Wirkung», sagt Scheidegger.

Die Gewerkschaft will ihren Kampf weiterführen und bis zur Abstimmung Woche für Woche ein anderes Unternehmen an den Lohn-Pranger stellen. Zum Auftakt musste vergangene Woche die Schweizer Modekette Tally Weijl herhalten. Das Wirtschaftsmagazin «Bilanz» schätzt das Vermögen der Besitzer auf 280 Millionen Franken, der Jahresumsatz beträgt rund 500 Millionen Franken. Und trotzdem zahlt Tally Weijl einem Grossteil der Angestellten deutlich weniger als 4000 Franken pro Monat.

«Tieflohn-Kaktus für die Modekette Tally Weijl», schreibt die Gewerkschaft Unia in einer Medienmitteilung, die sie einige Tage vor dem Auftakt zur Abschlusskampagne verschickt. Als sich am Dienstagvormittag vor einer Woche ein Dutzend Gewerkschafter mit Transparenten und roten Ballonen vor dem Basler Hauptsitz

von Tally Weijl versammeln, lässt sich von den eingeladenen Sympathisanten niemand blicken.

Nach einigem Posieren für die Gewerkschaftsfotografin betritt das Grüppchen mit Transparenten und Ballonen die Empfangshalle des Unternehmens. «Smile, you work in fashion», verkündet ein Schriftzug an der Wand, doch den Gewerkschaftern ist nicht nach Lachen zumute. Etwas verloren stehen sie im Empfangsforum, einen Moment lang weiss niemand genau, wie es weitergeht. Die Kommunikationsleiterin von Tally Weijl kommt aus einer Tür und nach einem kurzen Gespräch nimmt sie mit verkrampftem Lächeln den Kaktus aus Plastik entgegen.

Einige Gewerkschaftsmitarbeiter machen unerlaubt noch ein paar Bilder, kurz darauf ist die Aktion vorbei. Die Unias verschwinden ebenso still, wie sie gekommen sind, während ein Mitarbeiter mit Schere die zur Decke aufgestiegenen Unia-Ballone zum Platzen bringt, mit lautem Knall, Stück für Stück. Eine erfolgreiche Protestaktion sieht irgendwie anders aus.

Tally Weijl ist bei Weitem nicht das einzige Unternehmen im Visier der Unia. Auf der Liste stehen weitere grosse Modeketten wie Intimissimi, Benetton oder Claire's. Sie alle, so die Gewerkschaft, zahlen Löhne deutlich unterhalb von 4000 Franken. Immerhin haben in den vergangenen Monaten einige Unternehmen aus dem Detailhandel bereits freiwillig Mindestlöhne eingeführt, Aldi und Lidl etwa. Und auch H&M, jahrelang Prügelknabe der Gewerkschaften, hat einen Mindestlohn angekündigt.

Im Detailhandel haben Aldi und Lidl bereits Mindestlöhne eingeführt, und selbst H&M will nachziehen.

Doch es gibt im Detailhandel auch jene Unternehmen, die ihren Verkäuferinnen und Verkäufern seit vielen Jahren Löhne bezahlen, von denen eine gesamte Familie leben kann. Beispielsweise das Porzellan-geschäft Tavolino an der Freien Strasse. «Ich bin sowieso eine Exotin», sagt die Inhaberin Verena Häberli, «wir betreiben unser Geschäft aus Leidenschaft.» Ihre drei Angestellten verdienen weit über 4000 Franken, für Häberli eine Selbstverständlichkeit, wie sie mit gewissem Stolz sagt.

Verzicht auf Cheflohn

Um den Kunden ein hochstehendes Angebot zu bieten, brauche sie qualifiziertes Personal. «Meine Mitarbeiterinnen müssen vielleicht, also sollen sie auch entsprechend entlohnt werden.» Dafür verzichte sie persönlich auf einen «Cheflohn», wie sie sagt. Mit diesen Grundsätzen führt sie ihr Unternehmen seit bald vierzig Jahren,

Übersicht: Tieflohne in der Schweiz

In der Schweiz wurden im Jahr 2010 insgesamt rund 9 Prozent der Arbeitnehmenden mit einem Stundenlohn von unter 22 Franken beziehungsweise einem Monatslohn von unter 4000 Franken entlohnt (hochgerechnet auf 100 Prozent). Je nach Branche fallen die Anteile sehr unterschiedlich aus. Am tiefsten liegen die Löhne im Dienstleistungsbereich, vor allem in Coiffeur- und Kosmetiksalons und Wäschereien. Hier verdient mehr als die Hälfte der Angestellten weniger als 22 Franken. Ebenfalls stark betroffen sind das Reinigungsgewerbe, die Landwirtschaft, die Hotellerie, die Textilherstellung und der Detailhandel. Insgesamt werden Frauen doppelt so häufig mit Tieflohnen abgespeist wie Männer. Besonders hoch liegt der Anteil zudem bei Ausländerinnen und Ausländern.

Entscheidend sind zudem der Ausbildungsgrad und das Alter. Der Anteil an Arbeitnehmenden mit einem Stundenlohn unter 22 Franken ist bei Jugendlichen deutlich am höchsten, beträgt aber bei den 25- bis 34-Jährigen immer noch 9 Prozent. Deutliche Unterschiede bestehen zudem zwischen den Regionen.

Im Kanton Tessin liegt der Anteil der Tieflohnbezüger mit 19 Prozent mehr als doppelt so hoch wie in der Genferseeregion oder der Ostschweiz. In der Nordwestschweiz beziehen 7 Prozent der Arbeitnehmer einen Tieflohn.

Pionierkanton Neuenburg

Die nationale Initiative für einen Mindestlohn hat bei der Abstimmung vom 18. Mai eher schlechte Chancen. Mit Neuenburg und Jura haben sich aber schon zwei Kantone im Grundsatz für die Einführung eines Mindestlohns entschieden. Nach den entsprechenden Volksentscheiden liegt die Umsetzung nun an den jeweiligen Regierungen und Parlamenten.

Im Pionierkanton Neuenburg ist insbesondere die Höhe umstritten – die Bürgerlichen tendieren zu 20 Franken pro Stunde, linke Politiker und Gewerkschafter zu 22 Franken. Eine Speziallösung gibt es zudem im Tessin, wo sich Kleinunternehmen und bestimmte Branchen an einen Mindestlohn halten müssen. Dieser liegt allerdings deutlich unter den Forderungen des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes – bei durchschnittlich 3200 Franken.

sim, rock

tageswoche.ch/+2gff4

×

während ein Grossteil ihrer Mitbewerber ihren Laden schliessen mussten.

Verena Häberli ist mit ihren Löhnen über 4000 Franken kein Einzelfall. Die Löhne im Detailhandel sind in der Nordwestschweiz seit mehreren Jahren am Steigen. Verkäuferinnen und Verkäufer ohne Fachqualifikation liegen durchschnittlich aber nach wie vor nur siebzig Franken über dem geforderten Mindestlohn.

In der ganzen Schweiz sind es immerhin 330 000 Arbeitnehmer, die weniger als 4000 Franken verdienen. Das sind 9 Prozent aller Beschäftigten – Frauen, Ausländerinnen und Ausländer vor allem (mehr dazu im Kasten auf Seite 9).

Kein Mitleid mit unten

Nur, für die Einkommensschwachen scheint sich die Schweiz wesentlich weniger zu interessieren als für die ungleich viel selteneren Spitzenverdiener vor der Abstimmung über die «Abzocker»- und die 1:12-Initiative. Die Wut auf oben zieht immer, das Mitleid mit denen unten nur sehr bedingt. Deshalb ist die Mindestlohninitiative in den Medien auch eher ein Randthema.

Eigentlich schade. Mit Ausnahme der utopischen Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen für alle wäre dies die folgenreichste Vorlage im Lohnbereich.

«Es ist immer besser, dafür zu sorgen, dass die Menschen unten etwas mehr kriegen, als denen oben ein bisschen was wegzuschneiden», sagt der deutsche Ökonom Heiner Flassbeck. Der ehemalige Chef-Volkswirt bei der UNO-Organisation für Welthandel und Entwicklung (Unctad) äussert sich noch immer gerne zu den grossen Themen der Politik. Und gerne auch pointiert. «Wenn Deutschland einen Mindestlohn in der Höhe einführen würde, wie er jetzt in der Schweiz gefordert wird, wäre Europa seine Probleme auf einen Schlag los», sagt er.

Mit Ausnahme der Forderung nach einem Grundeinkommen für alle wäre dies die folgenreichste Vorlage.

Die Überlegung dahinter: Mit seinen gewaltigen Exportüberschüssen drängt Deutschland andere Länder in immer grössere Defizite und irgendwann in den Ruin. Eine Entwicklung, die sich nur noch aufhalten lässt, indem die deutschen Firmen den Arbeitnehmern mehr Lohn zahlen, damit die mehr ausgeben und so den Binnenmarkt stärken.

«Die Unternehmen müssten eigentlich über die Produktivität miteinander konkurrieren und nicht über ihre Fähigkeit, die Löhne zu drücken, so wie sie das jetzt tun», sagt Flassbeck. Im einen oder ande-

ren Fall würde das auch zu Pleiten führen. Und dennoch gebe es nach der Einführung eines Mindestlohns nicht weniger Stellen, sondern höchstens andere. «Der Strukturwandel wird beschleunigt», sagt Flassbeck.

Einen etwas anderen Fokus hat der Basler Wirtschaftsdirektor Christoph Brutschin (SP). Er denkt beim Thema Mindestlohn nicht gleich an die Rettung Europas, sondern an seinen Kanton und sein Land. Und doch spricht er in gewissen Punkten ganz ähnlich wie Flassbeck. Wenn er zum Beispiel sagt, es sei sinnvoller, die Lohnschere von unten als von oben zu schliessen. Oder wenn er vom volkswirtschaftlichen Nutzen spricht und darauf hinweist, dass die tiefen Einkommen eine sehr hohe Konsumquote haben: «So kommt das meiste Geld wieder in den Kreislauf.»

Daneben gibt es für Brutschin auch ganz praktische Gründe, die für den Mindestlohn sprechen. Die bestehenden Schwierigkeiten etwa, im undurchsichtigen Geflecht von Verträgen, Abhängigkeiten und Scheinselbstständigkeiten gegen Dumpinglöhne vorzugehen, die in verschiedenen Branchen wie dem Bau, dem Haushalt oder der Pflege üblich sind. «Mit einem klar definierten Mindestlohn wäre der Nachweis sehr viel einfacher», sagt er. Hinzu kämen mögliche Einsparungen bei den Sozialleistungen. Denn wer vom Chef zu wenig erhält, um sich und seine Familie über Wasser zu halten, muss vom Staat unterstützt werden.

Umso mehr ärgern Brutschin die Schwächen, die er in der Initiative zu erkennen glaubt. Ein Mindestlohn von 4000 Franken für alle Regionen und alle Branchen – das ist ihm zu wenig flexibel. So funktioniert Brutschin, der Differenzierte. Er überlegt, wägt Für und Wider ab und sagt schliesslich: «Ein Ja zur Initiative wäre besser.»

Sehr viel einfacher hat es sich die Gesamtregierung gemacht. Zur Interpellation des CVP-Grossrates Markus Lehmann «Mögliche Folgen einer Annahme der Mindestlohn-Initiative für den Kanton Basel-Stadt» gibt sie eine Antwort, die eigentlich keine ist.

Die rot-grüne Regierung verweist auf das Abstimmungsbüchli des Bundes, die Stellungnahme des Bundesrates und die allgemeine politische Debatte, die «durchaus kontrovers geführt» werde. Ansonsten, inhaltlich nichts und wieder nichts. Diese Initiative hätte keine übermässigen Folgen für Basel, behauptet die Regierung. Darum gebe es von ihrer Seite auch keine weiteren Kommentare. Die Debatte müsse national geführt werden.

Altbekannte Behauptungen

Anstatt es allen recht zu machen, hat die Regierung mit ihrer Nicht-Antwort alle enttäuscht – auch die Gegner. «Dass die Regierung bei einer so wichtigen Vorlage nicht zu einer klaren, eigenen Haltung fähig ist, ist bedenklich und verantwortungslos», hält Markus Lehmann in einer Stellung-

nahme fest, die der Basler Gewerbeverband noch so gerne weiterverbreitet.

Sehr viel zufriedener wäre Lehmann wohl als Zürcher oder Luzerner Parlamentarier. In diesen beiden Kantonen haben die Regierungen nach entsprechenden Vorstössen ihre eigene Haltung jedenfalls in aller Klarheit dargelegt. Und diese ist klar bürgerlich – und damit klar ablehnend. Die Luzerner Regierung warnt vor «fatalen Folgen», die Zürcher Regierung liefert dazu auch noch die Begründung: Die Initiative würde «genau jenen schaden, die eigentlich geschützt werden sollten».

Potenzielle Unterstützer sagen lieber nichts, als sich für ein paar Schlechtverdienende starkzumachen.

Es sind die altbekannten Behauptungen, die immer wieder aufgestellt werden, obwohl die vorhandenen Studien widersprüchlich sind und ernsthafte Forscher sehr viel differenziertere Schlüsse daraus ziehen. «Ohne Zweifel würde die Einführung dieser Untergrenze einen gewissen Schock auf dem Arbeitsmarkt hervorrufen», sagte Josef Zweimüller, Professor für Makroökonomie und Arbeitsmärkte an der Universität Zürich, der «NZZ am Sonntag». Das ändert nichts an seiner positiven Prognose: «Ehrlich gesagt bin ich zuversichtlich, dass die Schweizer Wirtschaft den ganz gut verkraften könnte.» Schwarz sieht er vor allem für jene Unternehmen, die heute schon kaum rentabel sind.

Solche Stimmen gehen in der Debatte allerdings unter. Dominiert wird diese von der Wirtschaft und ihren Vertretern in der Politik, auch weil potenzielle Unterstützer wie der Basler Regierungsrat lieber nichts sagen, als sich für ein paar Schlechtverdienende starkzumachen.

Ihre Befürchtung ist klar: Dass man sich mit dem Einsatz für Benachteiligte nichts als Ärger einhandelt. Das war schon beim heiligen Martin so. Als er – der hohe Offizier – seinen Mantel mit einem Armen teilte und danach selbst wie ein Bettler aussah, wurde er verspottet.

Doch das änderte sich bald einmal. Der Mann ging ins Kloster und lebte so vorbildlich, dass ihn die Menschen zum Bischof machten. Dem bescheidenen Mann war das fast zu viel. Selbstverständlich vollbrachte er aber auch in seinem neuen Amt viel Gutes und regelrechte Wunder. So wurde Martin erst zum Held und schliesslich zum Heiligen.

Längerfristig scheint sich etwas Mut manchmal eben doch auszuzahlen. tageswoche.ch/+qy1fo ✕

Die Kritikpunkte an einer Lohnuntergrenze sind immer die gleichen. Bewahrheitet haben sie sich kaum einmal.

Der höchste Mindestlohn der Welt

von Renato Beck

Mindestlöhne sind rund um den Globus weit verbreitet, in Europa haben die allermeisten Staaten längst eine Lohnuntergrenze eingeführt.

Die Debatten liefen dabei oft ähnlich ab wie in der Schweiz. Als Mitte der 1990er-Jahre der britische Labour-Chef Tony Blair im Wahlkampf das Versprechen abgab, einen Mindestlohn einzuführen, ging ein Aufschrei durchs Land. Die konservative Regierung prophezeite, zwei Millionen Jobs würden verschwinden. Der Industrieverband befürchtete gewichtige Probleme für die Lohnstruktur im Land. Die gleiche Argumentation bemüht Gewerbeverbanddirektor Hans-Ulrich Bigler heute, wenn er mahnt, die Berufslehre würde nicht mehr attraktiv sein, wenn man selbst als Ungelearnter 4000 Franken verdiene.

Eingetroffen ist in Grossbritannien von alledem nichts. Jobs verschwanden keine, dafür erhielten im ersten Jahr nach der Einführung 1999 1,7 Millionen Niedrigstverdiener mehr Geld. Unlängst kürte der führende Thinktank Institute for Government den Mindestlohn nach einer Umfrage un-

ter Spezialisten zum grössten politischen Erfolg der letzten 30 Jahre.

Auch andernorts konnte der Zusammenhang Mindestlohn gleich Stellenabbau nicht nachgewiesen werden. Allerdings auch nicht das Gegenteil, denn so alt wie die Mindestlöhne selber ist auch die Debatte über deren Folgen für den Arbeitsmarkt. Hinweise auf einen bestenfalls geringen negativen Effekt gibt es aus den USA, wo Präsident Barack Obama den Mindestlohn auf 10 Dollar erhöhen will und seine Gegnerschaft das Gespenst namens Jobkiller aus dem Mottenschrank geholt hat.

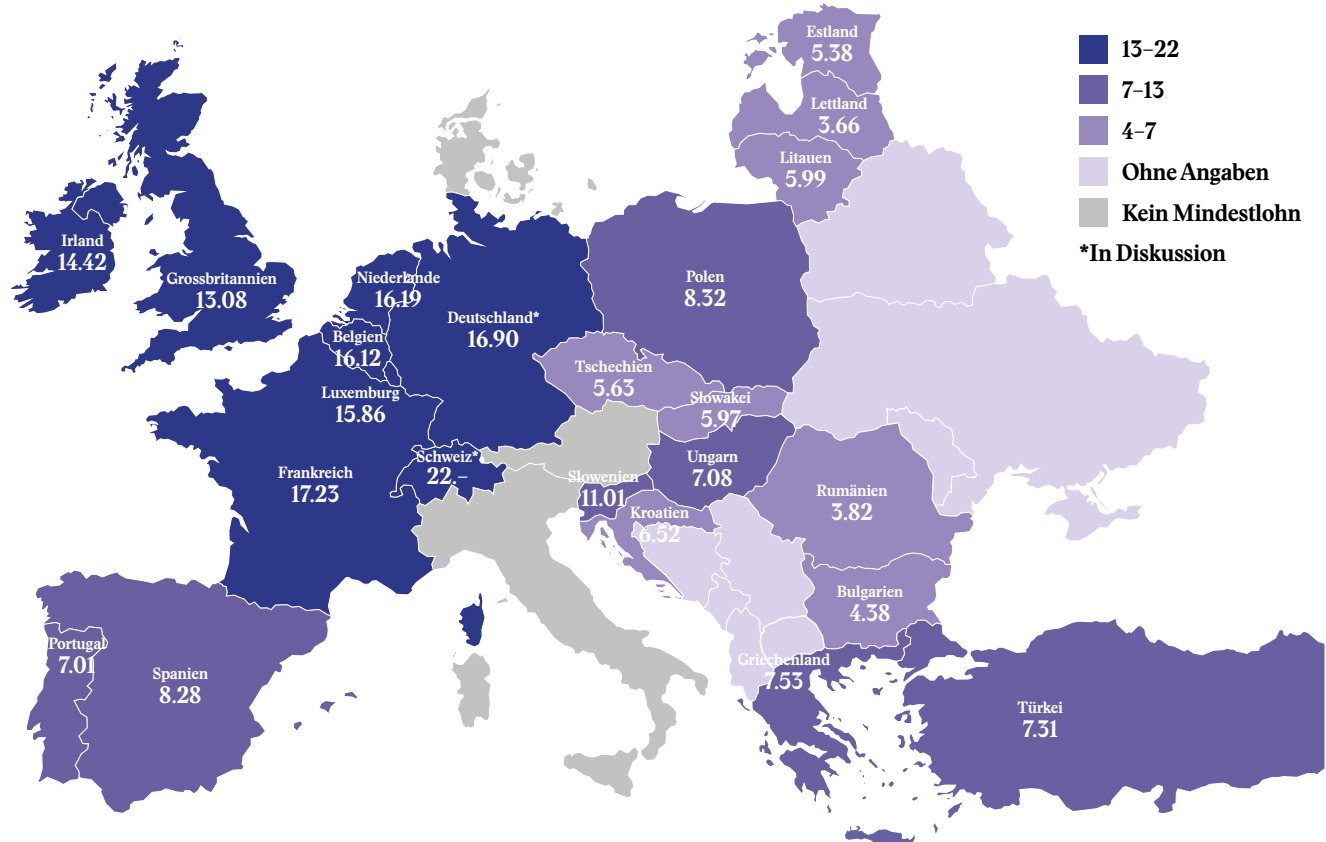
Der Markt reguliert sich selbst

Bundesstaaten wie Washington, die bereits heute eine höhere Untergrenze haben als der nationale Mindestsatz, konnten in den letzten Jahren ein vergleichsweise hohes Jobwachstum verzeichnen. Zuletzt untersuchte eine Studie anhand dreier Bundesstaaten, in denen die Tiefstlöhne angehoben wurden, ob ein höheres Mindestsalär für Unternehmen wie McDonald's tatsächlich zum Problem würde. Das erstaunliche Resultat: Einige Filialen der Billigburgerbrater machten tatsächlich dicht – wurden aber durch andere,

innovativere Fastfood-Firmen ersetzt. Der Markt reguliert sich selbst.

In Deutschland läuft dieselbe Mindestlohn-Debatte, die grosse Koalition will, dass niemand weniger als 8,50 Euro pro Stunde verdient. Der Ansatz beträgt zwar nur die Hälfte des Schweizer Vorschlags. Doch die Auswirkungen auf die Wirtschaft sind grösser. Während in der Schweiz der Lohn von jedem Zehnten angehoben werden müsste, käme in Deutschland fast jeder Fünfte in den Genuss höherer Bezüge.

Trotzdem sind die 22 Franken pro Stunde im internationalen Vergleich hoch gegriffen, auch unter Einbezug der Kaufkraft stünde die Schweiz damit weltweit an der Spitze. Wählt man andere Vergleiche, sieht die Sache anders aus. 4000 Franken monatlich entsprechen knapp zwei Drittel des Schweizer Medianlohns von rund 6200 Franken. Der Medianlohn ist aussagekräftiger als das Durchschnittsgehalt, da Spitzen- und Schlechtestverdiener nicht so sehr ins Gewicht fallen. In Frankreich und Neuseeland ist das Verhältnis etwa gleich. Die vermeintliche Luxuslösung ist in dieser Hinsicht eher gewöhnlich. Aber über die Landesgrenzen hinaus schaut man in der Schweiz ungen. tageswoche.ch/+7vg5e ×



Kaufkraftbereinigte Mindestlöhne pro Stunde in Schweizer Franken. Quellen: WSI, Eurostat.

GRAFIK: ANTHONY BERTSCH

Böser Alter: Der Stiller-Has-Sänger findet klare Worte zu Casting-Shows, Mindestlohn und Bundesrätin Leuthard.

«Ich bin Diabetiker und Borderliner, da rutscht mir halt ab und zu etwas raus!»

von Marc Krebs

Eigentlich sollte er uns nicht zum Interview treffen, sondern sich erholen. Denn Endo Anaconda hat den Körper zu spüren bekommen in letzter Zeit. Dem Frontmann von Stiller Has wurde vor zweieinhalb Jahren ein Tumor in der Nebenniere entfernt. Und kürzlich, erzählt er beiläufig, musste er sich einer weiteren Operation unterziehen. «Ich sollte mich eigentlich zu Hause ausruhen.» Denn die Konzerte, die er derzeit im Korsett über die Bühne bringe, verlangen Ruhephasen. Meinen die Ärzte. Aber Endo Anaconda ist schwer zu bändigen. «Ich habe das Herz eines 30-Jährigen», sagt er. Damit ist sein Herz nur unwesentlich älter als seine Band: Stiller Has, die er vor 25 Jahren gegründet hat.

In der Raucherlounge des Berner Edelhotels Schweizerhof schenkt sich Endo Anaconda eine Tasse Schwarztee ein und poltert sich in Minutenfrist in Rage, so herrlich, so erfrischend, dass wir dem 58-Jährigen gerne glauben, dass sein Herz noch einiges auszuhalten weiss.

Ihr aktuelles Album erschien vor einem Jahr, heisst «Böses Alter». Feiern Sie damit das Bandjubiläum, 25 Jahre Stiller Has?

Nicht unbedingt. Wir planen ein Live-Album, das im nächsten Jahr erscheinen soll. Die Reaktionen zeigen uns, dass die Leute gerne wieder eine Liveplatte von uns hätten. Es erkundigen sich viele danach.

Das ist verständlich, ist der Stille Has doch eine Band, die man gesehen

haben muss. Das Live-Momentum als grosses Kapital, in einer Zeit, in der die CD an Bedeutung verliert?

Wer sagt das? Die Musikindustrie! Eine Industrie, die sich selber abschafft, weil Leute bestimmen, die meinen, sie hätten eine Ahnung davon. Die uns ein ästhetisches Diktat aufbrummen, sodass alles klingt, als sei es von derselben Band. Hier in der Schweiz kommt es ja dann auch noch meistens aus demselben Studio ...

Sie spielen auf Roman Camenzinds «Hitmill» an ...

Genau. Klingt ja alles gleich. Die Musik hat ihre Bedeutung verloren, durch die Dauerberieselung. Für die jungen Leute hat die Musik nicht mehr die gleiche Bedeutung wie für meine Generation, als sie Sym-

Endo Anaconda (1955) wuchs als Andreas Flückiger im Bernbiet und im österreichischen Klagenfurt auf. Zusammen mit Multiinstrumentalist Balts Nill gründete er am 1. Mai 1989 Stiller Has, ein dadaistisch angehauchtes Duo, dem mit dem Album «Moudi» 1996 der Durchbruch gelang. Songs wie «Aare», «Znüni näh» oder «Walliselle» sind heute längst Klassiker.

Balts Nill verliess die Band 2005, heute wird Anaconda von Schifer Schafer (Ex-Rumpelstilz, Gitarre) und dem Basler Rhythmusduo Markus Fürst (Schlagzeug) und Salome Buser (Bass) begleitet.



Der Aschenbecher ist bald nur noch ein Souvenir, denn Endo Anaconda ekelts langsam vor dem Rauchen.

FOTO: STEFAN BOHRER

bol war für die Rebellion gegen das Establishment. Der Trend geht für mich in die Richtung von Aldous Huxleys «Brave New World». Durch den Druck der Primaten werden die amerikanischen Charts rauf- und runtergespielt. Ich habe den Eindruck, wir seien ein Bundesstaat der USA.

Inwiefern?

Schon nur was unsere Sprache angeht. Die Computersprache, die aus dem Silicon Valley in die ganze Welt exportiert wird... Aber um zur Musik zurückzukommen: Ich finde es lächerlich, wenn das Schweizer Fernsehen eine Sendung macht mit dem Titel The Voice of Switzerland. Vielen fällt das nicht auf, aber ich stosse mich daran.

Ist halt ein eingekauftes Format. Da müssen sich die Lizenznehmer an die Vorgaben halten.

Genau, Formate werden weiterverkauft, tragen zur Verwässerung bei, zur Uniformierung. All das ist für uns, für den Stillen Hasen, ja eigentlich gut. Denn wir haben keine Rückgänge der Plattenverkäufe zu verzeichnen. Wir verkaufen noch immer zwischen 17 000 bis 20 000 Platten. Mal weniger, mal mehr.

Wie sieht es im digitalen Bereich aus?

Die bezahlten Downloads haben zugenommen, das aktuelle Album wurde von 3500 Leuten online gekauft. Wir können uns also nicht beklagen. Nur um den Urheberrechtsschutz werden wir betrogen. Jedes andere Land hat strengere Gesetze als die Schweiz. Bundesrätin Leuthard fand ja, wir Musiker sollen halt heutzutage mehr Merchandise verkaufen. Ich kann ihr gerne meine verschwitzten T-Shirts anbieten, aber ich weiss nicht, ob die zum Kassennüllerwürden nach den Konzerten.

Die ganze Diskussion um Illegalität im Onlinebereich müsste ja global geführt werden, oder nicht?

Ja, auch was Menschenrechte, Verantwortung fürs Klima, humanitäre Standards und den Umgang mit Ressourcen betrifft, bin ich Globalisierungsbefürworter. Aber global handeln heisst im Moment vor allem global schachern. Der Kapitalismus frisst sich satt, zieht weiter und sucht stets noch billigere Länder. Auf der anderen Seite ist da die Vereinzelung, wie man sie in der Schweiz sieht und auch in Europa. Das ist in meinen Augen eh nur eine Blase, die irgendwann mal platzen wird.

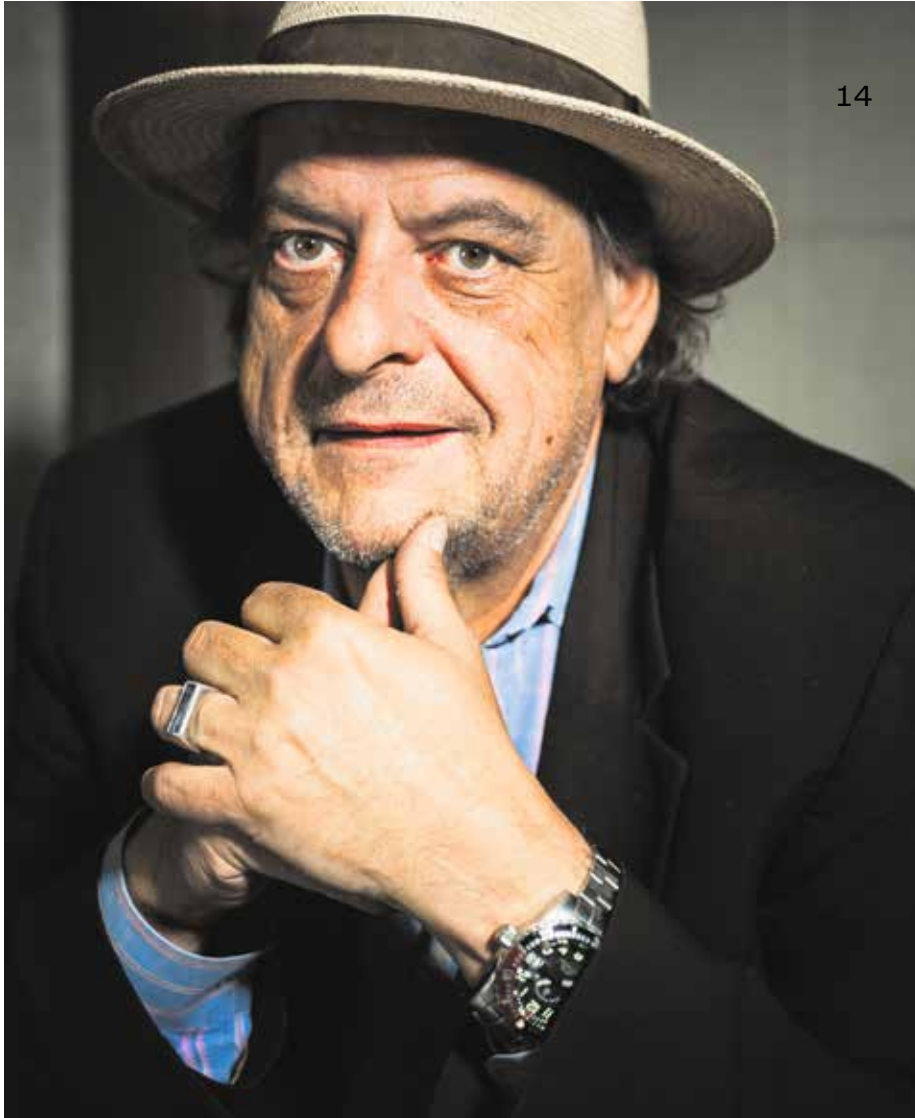
Europa platzt bald?

Ja, die Rechnung der EU geht nicht auf! Man kann doch nicht behaupten, man sei eine politische Einheit, wenn man die Türkei mit dieser Regierung eingliedern will oder ein Regime wie jenes von Viktor Orban in Ungarn akzeptiert. Da muss mir keiner kommen mit europäischen Idealen.

Zurück zur Globalisierung ...

Jiu, ich vertrete diese insofern, als ich finde: Man muss lokal handeln und global denken. Nicht global schachern und lokal denken. Das führt zu einer langweiligen Massenkultur, die sinnentleert ist.

Lokal gehandelt hat die Schweiz am 9. Februar, als die Masseneinwanderungsinitiative angenommen wurde.



Köpfen will Endo Anaconda keinen, «aber es braucht Widerstand». FOTO: STEFAN BOHRER

Ja, da spielte eine ganz diffuse Angst mit. Die Angst vieler Leute, etwas zu verlieren, das ihnen aber eigentlich gar nicht gehört. Wir müssen doch den Tatsachen in die Augen schauen: Ein Prozent der Bevölkerung kontrolliert 90 Prozent des Kapitals in der Schweiz. Jeder, der hier eine Wohnung kauft mit 20 Prozent Eigenkapital, meint, er habe eine Eigentumswohnung. Ha! Dabei gehört die der Bank und sobald die Zinsen raufgehen, dann «chlepfts»!

«Einen Endo Anaconda umbringen, nur weil er Nestlé scheisse findet, wäre ja lächerlich.»

Ich unterbreche ungern, aber verstehe wir das richtig: «Böses Alter», der Albumtitel, bezieht sich nicht nur auf eine Wut bei Ihnen, sondern auch auf den Zustand unserer Gesellschaft?

Richtig! Das Kapital rechnet schon mit der nächsten Krise, das Primat des Markts sei das Wichtigste, wurde uns eingetrichtert, aber die Geschichte zeigt, dass jedes System, das meint, es gebe keine Alternativen, untergeht. Das zeugt von Denkfaulheit.

Wo stellen Sie Denkfaulheit fest?

In der Wirtschaft und der ihr untergebenen Politik! Wir sind an einem Punkt ange-

langt, wo unangenehme Tatsachen als Meinungen hingestellt werden. Es darf doch nicht sein, dass wissenschaftliche Fakten wie die globale Erwärmung von Gegnern als Meinung der Ökologen abgetan werden. So können wir den Planeten nur über die nächsten 1000 Jahre retten, wenn wir die ökonomische Elite dieser Welt entmachten.

Sie rufen zur Revolution auf?

Man muss sich das nicht blutig vorstellen. Man muss niemanden mehr köpfen. Aber es braucht entschiedenen Widerstand. Es soll mir niemand sagen, ich sei Kulturpessimist. Wir bilden an unseren Universitäten Fachleute aus, um ihnen dann keinen Glauben schenken zu wollen. Weil unsere Eliten, die Sachverwalter des Kapitals, unfähig sind, die Probleme dieses Planeten, der Menschheit, zu lösen. Wir müssen aus dem Gefängnis der tierischen Vergangenheit herauskommen, global denken, ja, kosmisch. Das ist die einzige Hoffnung. Es ist ja absurd, wir haben eine mathematische Begrifflichkeit der Unendlichkeit erfunden und sind dabei, uns selber umzubringen.

Was ist denn die Alternative?

Kann ich keine nennen. Aber wenn es keine humane Alternative zum Jetzt gibt, können wir Aufklärung, Demokratie und Menschenrechte vergessen. Der dritte Weltkrieg ist doch voll im Gang.

Ökologischer und wirtschaftlicher Art?

Ja. Unser Wirtschaftssystem wird von Ökonomen diktiert, die nur gelernt haben,

in Quartalsabschlüssen zu denken. Und wir haben uns dermassen verkauft, sind mit unseren Pensionskassen in der Geiselhaft des Kapitalismus, sodass unsere Regierungen nicht mehr in der Lage sind, zu handeln. Sie machen nur noch Krisenmanagement. Wenn wir als Menschheit überleben wollen, dann muss jetzt etwas passieren, muss man hören, was der Weltklimarat sagt.

In der Schweiz haben wir immerhin noch die direkte Demokratie.

Und diese möchte ich auch nicht missen. In Deutschland müssen die Leute zwei Jahre lang einen Bahnhof belagern, bis sie mitreden dürfen, wir können immerhin noch bei Aspekten wie Mindestlohn oder Zuwanderung mitreden. Die Kleinräumigkeit ist ein gutes Modell, ich bin für kleine Einheiten. Ich finde, da sollte man die Idee des Anarchismus wieder aufgreifen: Kleine autonome Einheiten. Energie, Wasser und Nahrungsmittel sollten möglichst am jeweiligen Ort produziert – und nicht exportiert werden. Dann wären wir schon mal unser Klimaproblem los.

Aber mit Nestlé haben wir diesbezüglich eine Firma im eigenen Land, die global ordentlich Gegensteuer gibt.

Ja, aber Herr Brabeck sieht schlecht aus, sieht immer schlechter aus. Vielleicht ist das karmatisch, vielleicht hat er sich zu wenig überlegt, was er mit seiner Politik auslöst. Denn die vier Elemente – Wasser, Erde, Feuer und Luft – gehören allen Menschen.

Das sieht Herr Brabeck etwas anders.

Ja, aber da täuscht er sich. Denn es gibt Widerstand gegen seine Art der Politik.

Widerstand, den Konzerne wie Nestlé bekämpfen.

In der Dritten Welt ist es gefährlich, etwas gegen die Multis zu sagen, aber bei uns darf man sich dazu äussern, ohne dass man aus dem Weg geräumt wird. Einen Endo umbringen, nur weil er Nestlé scheisse findet, wäre ja lächerlich. Das würde zu einem Boykott von Nespresso führen! Aber, nichts gegen Nespresso...

Sie sind so inkonsequent und trinken Nespresso?

Neinein! Ich habe zu Hause eine alte Kolbenmaschine von Jura und trinke nur frisch gemahlene Kaffee. Ich kann jede Form von Kaffee verarbeiten, je nach Gusto.

Jetzt sitzen wir hier in einer Raucher-Bar, Sie haben – im Unterschied zu früher, nicht Kette geraucht, sondern sich nur eine Zigarette angezündet.

Und Sie trinken Schwarztee. 25 Jahre Rock 'n' Roll – und Sie konnten sich von den Süchten befreien?

Naja, die Musik ist ja selber eine Sucht! Schifer Schafer (der Gitarrist, die Red.) hat aufgehört zu rauchen. Und mich ekelt auch. Meistens rauche ich nur noch ein Drittel einer Zigarette. Es muss noch klack machen, und dann bin ich an dem Punkt, an dem ich es gar nicht mehr brauche. Ich hätte nie gedacht, dass Schifer es schaffen würde. Er hat sogar noch unter der Dusche geraucht. Wirklich wahr!

Dann ist das «böse Alter» gar nicht so böse gegen Sie?

Nein, es ist doch sehr versöhnlich. Im Albumtitel schwingt ja auch die literarische Auflösung mit: «Küss noch einmal, tanz noch einmal um mich herum!» Man kann Freude am Leben haben, auch wenn man weiss, dass der Tod näher kommt. Wir sind alle im fortgeschrittenen Alter, und ich bin froh, dass wir arbeiten können.

Dennoch reden Sie sich gerne in Rage.

Ja, ich kann mir das ja auch erlauben.

So wie kürzlich in der «Sonntagszeitung», als Sie gegen The Voice of Switserland wetterten?

Ich bin Diabetiker und Borderliner, da rutscht mir halt ab und zu etwas raus. Ich respektiere eigentlich einen Philipp Fankhauser als Musiker, er ist ein genialer Bandleader und beherzter Gitarrist. Aber die Frau Heinzmann, der Broccoli und dieser Stress, also, ich weiss ja wirklich nicht ... Da wären wir wieder bei der Gleichförmigkeit, tönt alles gleich. Es ist dasselbe wie mit den Hamburgern oder Starbucks.

«Ich bin demütig. Ich kann noch immer nicht begreifen, dass Leute für uns Eintritt bezahlen.»

Hamburger versus Stiller Has?

Ja, wir machen halt Biomusik! Man muss sich entscheiden. Will man Industriebrot mit Aufbacklingen oder macht man Sauerteig-Ruchbrot. Wir haben uns für Letzteres entschieden, weil der grosse Markt vergeben ist, nicht aber die Nische. Unterm Strich geht das auf: Ein Weltstar tritt einmal im Hallenstadion auf – wir hundert Mal in Clubs der Schweiz, Deutschland und Österreich. So kommen wir auf gleich viel zahlende Leute. Wir füllen sozusagen auch ein Hallenstadion im Jahr.

In der Schweiz steht die Abstimmung über den Mindestlohn an, in Basel treten Sie an einer Veranstaltung der Gewerkschaften auf.

Ja. Der Mindestlohn ist ein Anfang. Man müsste diesen einfach allen anderen auch zugestehen, nicht nur den Angestellten in einem einzigen Land. Ohne dass ich jetzt den Kommunismus ausrufen möchte: Menschen aller Länder sollten sich vereinigen – und einigen. Wir haben in der Schweiz eine besondere Verantwortung, sind ja die Verwalter dieses Wahnsinns.

Sie haben drei Kinder – könnten Sie ihre Familie mit dem Mindestlohn von 4000 Franken finanzieren?

Bei mir ist es eh eng, denn ich habe drei Patchworkfamilien. Seien wir ehrlich: Es ist ein verdammtes Gejammer, es ist eine Heuchelei, betrifft einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung. Die Wirtschaft befürchtet halt, dass sie den Facharbeitern nachher auch mehr bezahlen müsste. Aber die Löhne stagnieren seit Langem, verglichen mit dem Wohlstand.

Stiller Has tritt oft auch an politischen Veranstaltungen auf. Ist das nicht

schon fast belastend, als gutes Gewissen der Linken herzuhalten?

Nein, die müssen ja auch etwas mit ihrem Geld machen!

Das heisst, Sie haben gelernt, sich gegen Benefizauftritte zu wehren, die gagenfrei wären?

Ja, so was machen wir nur einmal pro Jahr. Und auch dann müssen die Spesen bezahlt werden.

Kam es auch schon vor, dass Sie sich zurücknehmen mussten, weil Sie das Gefühl hatten, zum Gewerkschaftstribadour der Schweiz hochstilisiert zu werden?

Na, das ist doch mehr der Greis! Ich bin nicht mit allen Sachen einverstanden, es gibt ja auch unter den Linken Leute, die nicht über den Tellerrand rausschauen können. Das geht nicht mehr! Aber klar, ich komme aus der Arbeiterbewegung, habe das nie vergessen – auch wenn ich jetzt hier im «Schweizerhof» Schwarztee trinke.

Abwarten und Tee trinken. 25 Jahre auf der Bühne – unvorstellbar, wie viel Zeit Sie mit Warten verbracht haben müssen!

Es geht! An einem Konzerttag helfe ich einladen, dann fahren wir, machen Soundcheck, spielen, räumen ab, ich kassiere die Gage, verteile sie an meine Bandpartner, dann laden wir ein und fahren wieder heim. Ein 12-Stünder, während dem ich nicht so viel warte. Und die zwei, drei Stunden nach dem Soundcheck nutze ich gerne, um mich aufs Konzert vorzubereiten, mir Gedanken über lokale und aktuelle Bezüge zu machen. Ich nehme das ernst, eine Stunde vorher konzentriere ich mich auf den Auftritt.

Noch immer voll konzentriert vor jedem Gig?

Ja. Ich bin demütig. Ich kann noch immer nicht begreifen, dass Leute für uns Eintritt bezahlen.

Wofür würden Sie Eintritt bezahlen, wenn wir einen Blick auf den Festival-sommer werfen? Rolling Stones oder Black Sabbath?

(Überlegt länger) Black Sabbath! Nach ihrem letzten Album nimmt es mich wunder, wie sie das auf die Bühne bringen wollen. Rick Rubin hat das wunderbar produziert. Und Ozzy Osbourne ist kein Satanist mehr, sondern ein Agnostiker. Das ist ein Fortschritt für ihn!

Stevie Wonder oder Pharrell Williams?

Weder noch. Mit Black Sabbath wäre ich bedient mit Grosskonzerten.

Stahlberger oder Steff La Cheffe?

Steff La Cheffe! Mir gefallen beide, aber ich würde mich für d'Steffe entscheiden. Ihre Musik haut mich nicht um, aber sie ist ein textliches Talent, bringt es inhaltlich auf den Punkt – und ich habe gerne selbstbewusste Frauen, so auch Big Zis, die ist ebenfalls sehr cool.

Und zuletzt noch: Basel oder Züri?

Aarau.

tageswoche.ch/+mhkhu

×

Am 30. April tritt Stiller Has im SUD auf (Burgweg 7, Basel), ab 19.30 Uhr.

Will denn die Jugend ihre Zukunft gar nicht mitgestalten? Das alte Problem der Stimmfaulheit wird wieder akut.

Braucht es den Stimmzwang?

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Die traditionelle Vox-Umfrage zum Stimmverhalten brachte ein schockierendes Resultat: Bloss 17 Prozent der Stimmbürger und Stimmbürgerinnen unter 30 Jahren hätten an der Schicksalsabstimmung vom 9. Februar zur Masseneinwanderungs-

initiative teilgenommen. Umgehend wurde die Stimmbeteiligung wieder zu einem Gegenstand unseres Nachdenkens. Eine Ironie des Schicksals sah man darin, dass ausgerechnet das akademische Jugendsegment, das zu einem (zu) grossen Teil von der Urne weggeblieben sei, nun das erste Opfer

Stimmfaul: Im Schnitt stimmt nicht einmal jeder zweite Schweizer ab.

FOTO: KEYSTONE



der Einschränkungen in der Personenfreizügigkeit mit der EU zu werden droht.

Die alte Wahrheit stimmt: Wer nicht politisiert, mit dem wird politisiert. Doch stimmen auch die 17 Prozent? Seit bekannt wurde, dass in Genf und St. Gallen die Stimmbeteiligung des gleichen Alterssegments bei 40 Prozent lag, redet man nun fast wieder mehr über die Vox-Erhebungsmethode als über die Stimmunlust der Jungen. Ein Sturm im Wasserglas also?

Vertrauen versus Verantwortung

Die Politabstinenz der jüngsten Altersgruppe ist sicher ein Problem. Es wird allseits anerkannt, dass die Beteiligung der bis 30-Jährigen unterdurchschnittlich und diejenige der ab 30-Jährigen überdurchschnittlich ist. Doch das Defizit bei den Jungen ist bloss ein Teilproblem innerhalb der verbreiteten Politabstinenz. Am 9. Februar lag die Stimmbeteiligung mit 56 Prozent zwar relativ hoch, 6 Punkte über der Abstimmung von 2009 zur letzten Erweiterung der Personenfreizügigkeit, aber doch 25 Punkte unter der EWR-Abstimmung von 1992 mit ihren 81 Prozent. Das allgemeine Problem lautet: Im Durchschnitt machen weniger als die Hälfte der Stimm- und Wahlberechtigten von ihrem demokratischen Privileg Gebrauch.

In absoluten Zahlen stellte sich das Problem so dar: Rund 2,5 Millionen Bürgerinnen und Bürger nahmen an der Abstimmung vom 9. Februar nicht teil. Dafür mag es verschiedene Gründe geben, die man alle auch bei der Erklärung des Fernbleibens der jungen Erwachsenen aufführt: Eine teils zu Recht bestehende, teils aber auch nur als billige Ausrede eingesetzte Meinung, dass man als Einzelmaske keinen Einfluss habe und «die da oben» ohnehin nach Belieben schalten und walten würden. Dabei zeigt doch gerade das Resultat vom 9. Februar, dass 0,3 Prozent der Teilnehmenden einen Match entscheiden können.

Auch die umgekehrte Haltung kann zu Politikern führen: Die Meinung nämlich, dass «die da oben» schon wüssten, was zu tun ist, und man dem Staat vertrauen könne. Wer diese Art von Vertrauen praktiziert, überlässt aber denjenigen das Feld, die sich über geschürtes Misstrauen mobilisieren lassen. Eine verantwortungsvolle Haltung würde erfordern, dass man jenseits von Vertrauen und Misstrauen im Recht auch die Pflicht zur Mitbestimmung sieht.

Stimmpflicht ist keine Lösung

Mit Pflicht ist hier zunächst nicht die formelle, sondern die freie staatsbürgerliche Pflicht gemeint. Die unfreie Pflicht wird als Stimmzwang bezeichnet. Die freie Pflicht bestand in früheren Zeiten im Ritual des automatischen Gangs zur Urne, fast wie bei der ausserdienstlichen Schiesspflicht der Wehrmänner. Die «neuen» oder modernen Stimmbürger praktizieren diese Pflicht unter stark wechselnder Teilnehmerschaft eher selektiv. Sie überlegen sich, ob die Vorlage dem eng verstandenen persönlichen Interesse entspricht.

Das legt die Frage nahe: Haben die 2,3 Millionen stimmberechtigten Schweizer und Schweizerinnen schlicht nicht gemerkt, dass die Vorlage vom 9. Februar – weil sie in fundamentaler Weise das Verhältnis der Schweiz zur EU betrifft – von allgemeinem Interesse war und ist? Gemäss Vox-Analyse haben die Abstimmenden es durchaus gemerkt, aber als unwichtig taxiert!

Schaffhausen kennt als einziger Schweizer Kanton bis heute den Stimmzwang. Im Aargau ist er 1971 aufgehoben worden. Pflicht oder Zwang gibt es auch auf Gemeindeebene, im Bündnerland etwa in der Hälfte der Gemeinden. In Schaffhausen ist 1982 die Abschaffung deutlich – mit fast einem Zweidrittelmehr – abgelehnt worden. Über 65-Jährige sind übrigens von der Stimmpflicht befreit, weil die alte Ordnung davon ausging, dass man sich persönlich ins Abstimmungslokal begeben müsse. Inzwischen geben über 75 Prozent ihre Stimme auf dem Korrespondenzweg ab.

An Entschuldigungen lässt die Schaffhauser Kantonsverfassung unter anderem Militärdienst, Krankheit oder Trauerfälle gelten. Wer unentschuldigt nicht teilnimmt, wird mit drei Franken gebüsst. Eine Verdoppelung auf sechs Franken ist in Planung. Dabei geht es nicht um Zusatzeinnahmen. Der administrative Aufwand frisst die 40 000 bis 80 000 Franken gleich wieder auf, und die Verwaltungskosten sind derart gestiegen, dass die Anhebung der Bussen zur Deckung des Aufwandes dient.

Das Defizit bei den Jungen ist bloss ein Teilproblem innerhalb der verbreiteten Politabstinenz.

Das Hauptziel, eine vergleichsweise hohe Stimmbeteiligung, wird mit dem Zwang zwar erreicht. Umstritten ist die weitere Wirkung. Der Kantonsweibel kann keine «erhöhte politische Aktivität» feststellen. Die Politologin Isabelle Domokos dagegen verbucht in ihrer Lizentiatsarbeit von 2005 «mehr Wissen» und ein «höheres Interesse», und zwar quer durch alle Schichten.

In der derzeitigen Diskussion um die Stimmbeteiligung ist – zu Recht – niemand auf die Idee gekommen, die Schaffhauser Spezialität auf die ganze Schweiz ausdehnen zu wollen. Freie Stimmbeteiligung bedeutet eben auch die Freiheit, keine Stimme abzugeben. Stimmpflicht oder Stimmzwang bedeuten jedoch nicht, dass man sich auch inhaltlich (materiell) beteiligen muss: Man darf auch leer einlegen. Oder Unsinn zum Besten geben. Im englischsprachigen Raum, wo es das offensichtlich auch gibt, nennt sich das «donkey vote» (Eselstimme).

In der EU gibt es da und dort Reste eines Wahlobligatoriums, in Belgien etwa verbunden mit einer Geldstrafe, die bei wiederholtem Fernbleiben erhöht wird und um eine Streichung aus der Wählerliste erweitert werden könnte; oder in Griechen-

land, wo Sanktionen 2001 zwar abgeschafft wurden, die Wahlpflicht aber noch immer in der Verfassung verankert ist.

Pflicht und Zwang haben, abgesehen davon, dass sich der selbstherrliche Souverän gleichsam von sich selbst gängeln lässt, ihre schwachen Seiten: eine Erhöhung des Anteils von Unentschlossenen und Unbedarften, die leicht Opfer billiger Propaganda werden können. Eine punktuelle Mobilisierung von in der Regel eher stimmfaulen Miteidgenossen ist nicht unproblematisch, weil dann Leute aktiv werden, die mit der Politik wenig vertraut sind. Das ist wie bei Autofahrern, die sich nur alle paar Jahre ans Steuer setzen. Gerade am 9. Februar hat sich gemäss Vox eine grosse Zahl von Bürgerinnen und Bürgern an die Urne begeben, die normalerweise von ihrer Stimmberechtigung keinen Gebrauch machen – und sie haben die Abschottungs-Initiative natürlich gutgeheissen!

Eine sehr bedenkenswerte Erklärung für das offensichtliche Desinteresse an der gemeinsamen Regelung geteilter Probleme liegt in der Zunahme der (entsprechend auch gepredigten) neoliberalen Mentalität, nur seine eigenen Interessen zu pflegen und an das persönliche Fortkommen zu denken. Politik kann aber nicht die Summe von Einzelhaltungen sein, sondern muss auf Schicksalsverbundenheit mit anderen beruhen.

E-Voting? Zu kurz gedacht.

Wenn nur rund 30 Prozent des jugendlichen Stimmsegments ihr Recht wahrnehmen (worauf die Analyse des letzten Urnengangs sich inzwischen eingependelt hat), dagegen 82 Prozent des Segments zwischen 60 und 69 Jahren mitmachen, dann besteht ein offensichtliches Ungleichgewicht – zumal die jüngere Bevölkerung gegenüber der älteren ohnehin in der Minderheit ist. Und es ist sonderbar bis widersinnig, dass Junge, die eine lange Zukunft vor sich haben, sich von deren Gestaltung abmelden, während die Alten mit kaum noch realer Zukunft heftig mitbestimmen.

Jetzt sehen viele die Lösung in der Einführung des E-Votings, weil das der jugendlichen Art entgegenkomme. Das ist aber zu kurz gedacht. Das Wesentliche beginnt vor dem Mausclick, also vor der wie auch immer durchgeführten Stimmbeteiligung, nämlich in der vorangegangenen Auseinandersetzung mit Zukunftsvarianten und im wach gewordenen Interesse für gesellschaftspolitische Fragen. Und so wendet man sich wieder einmal nicht nur an das Elternhaus (mit den abhandengekommenen oder nicht mehr die Politik betreffenden Tischdiskussionen) und an die liebe Schule.

Die Volksschule, die schon im 19. Jahrhundert viel zum Aufbau der jungen Demokratie beigetragen hat, soll, wie im Lehrplan 21 vorgesehen und von rechts heftig kritisiert, statt bloss technisches Anwendungswissen die Orientierungskapazität der jungen Menschen steigern. Anders gesagt: Die Schule muss die politische Bildung fördern.

tageswoche.ch/+78iku

ANZEIGE

Wohnen

Das TagesWoche-Magazin über Bauen und Wohnen in der Nordwestschweiz

Thema: Garten Nächste Erscheinung: 16. Mai 2014



Neue Medien Basel AG
Telefon 061 561 61 50
info@neuemedienbasel.ch

Basel-Stadt und Region

Basel

Bachmann-Indermühle, Lydia, geb. 1914, von Basel BS (Hirzbrunnstrasse 50). Wurde bestattet.

Barth-Beck, Elisabeth, geb. 1939, von Seedorf BE (Im Rankhof 4). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Brogli, Rudolf Ernst, geb. 1946, von Basel BS (Jakobsbergerholzweg 24). Wurde bestattet.

Buner-van Peer, Reto Robert, geb. 1921, von Wälden SG (Bruderholzallee 18). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Egnauer-Baumann, Anita, geb. 1939, von Herznach AG (Wiesendamm 22). Wurde bestattet.

Fuhrer-Augat, Christoph Peter, geb. 1934, von Basel BS (Feierabendstrasse 1). Wurde bestattet.

Gradolf-Wittrin, Ursula Maria, geb. 1935, von Basel BS (Bärenfelsenstrasse 18). Wurde bestattet.

Gschwind-Mollet, Alois Johann, geb. 1922, von Therwil BL (Leimenstrasse 67). Trauerfeier Freitag, 25. April, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Heinrich, Helmut Franz, geb. 1927, von Basel BS (Wiesendamm 20). Wurde bestattet.

Kummer-Beck, Verena, geb. 1929, von Basel BS (Herrengrabenweg 3). Trauerfeier Mittwoch, 23. April, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Laleg-Marty, Marianna Rita, geb. 1951, von Unteriberg SZ (Birkenstrasse 24). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Martin-Keller, Willy, geb. 1928, von Basel BS (General Guisanstrasse 107). Wurde bestattet.

Meier-Grosse-Weischede, Erika Elisabeth Luise, geb. 1934, von Basel BS (Im Spitzacker 56). Wurde bestattet.

Muchenberger-Möschli, Mirta Frieda, geb. 1922, von Reinach BL (Rebgasse 16). Wurde bestattet.

Piekarek, Frank Alfred, geb. 1942, von Basel BS (Güterstrasse 170). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Polsini-Böpppler, Josef Fridolin, geb. 1944, von Densbüren AG (Feierabendstrasse 1). Wurde bestattet.

Recher-Zysset, Gertrud, geb. 1911, von Ziefen BL (Giornicostrasse 144). Beisetzung Samstag,

19. April, 14 Uhr, Friedhof in Ziefen, anschliessend Trauerfeier in der Kirche St. Blasius.

Safari, Mitra, geb. 1965, aus Schweden (Schauenburgerstrasse 8). Trauerfeier Mittwoch, 23. April, 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schütz-Schweger, Ida, geb. 1935, von Sumiswald BE (Redingstrasse 12). Trauerfeier Freitag, 25. April, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schwenk Mühleman, Margaretha, geb. 1924, von Basel BS und Seeberg BE (Austrasse 75). Trauerfeier Mittwoch, 23. April, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Sigg-Zuber, Walter, geb. 1919, von Basel BS (Jacob Burckhardt-Strasse 11). Wurde bestattet.

Stauffer, Franz Werner, geb. 1947, von Bätterkinden BE (Peter Rot-Strasse 103). Wurde bestattet.

Suter-Beyeler, Xaver Paul, geb. 1921, von Basel BS (Rosentalstrasse 70). Wurde bestattet.

Riehen
Blessing, Georg Karl, geb. 1933, von Lütisburg SG (Inzlingerstrasse 288). Wurde bestattet.

Heller, Gertrud, geb. 1917, von Thal SG (Schützengasse 51). Wurde bestattet.

Näf-Stamm, Gertrud, geb. 1925, von Ittenthal AG (Bahnhofstrasse 23). Trauerfeier Mittwoch, 23. April, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Scuderi-la Fauce, Filippina, geb. 1926, aus Italien (Oberdorfstrasse 9). Trauerfeier in Italien.

Allschwil

Schaub-Trinkler, Madeleine, geb. 1933, von Ettingen BL (Rebgässli 4). Trauerfeier und Beisetzung Donnerstag, 24. April, 14 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Arlesheim

Rastorfer-Schleith, Verena Erna, geb. 1943, von Basel BS und Niederbipp BE (Bromhübelweg 15). Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Birsfelden

Bitterli-Krieg, Gertrud, geb. 1924, von Wissen SO (Riehenstrasse 8). Abdankung Mittwoch, 23. April, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Münchenstein

Fischer-Dillier, Karl, geb. 1918, von Winterthur ZH und Jona AG (Pumpwerkstrasse 3). Abdankung und Urnenbestattung Mittwoch, 30. April, 14 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Murer-Fuchs, Paul, geb. 1931, von Rapperswil-Jona SG (Baselstrasse 26). Abdankung Freitag, 25. April, 14 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Thommen-Valyi-Nagy, Hanspeter, geb. 1939, von Eptingen BL (Kaspar Pfeiffer-Strasse 21). Abdankung Donnerstag, 24. April, 14 Uhr, ref. Kirchengemeindehaus, Lärchenstrasse 1, Münchenstein.

Pratteln

Fankhauser-Hassler, Elisabeth, geb. 1936, von Trub BE (Bahnhofstrasse 37, c/o APH Madle). Wurde bestattet.

Reinach

Giger, Hansruedi, geb. 1929, von Basel BS (Aumattstrasse 79). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Mittwoch, 23. April, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Künzler, Hermann, geb. 1937, von St. Margrethen SG (Habshagstrasse 27). Trauerfeier und Beisetzung Dienstag, 22. April, 10 Uhr, Friedhof Fiechten Reinach.

Wittwer-Hoffmann, Maria, geb. 1931, von Basel BS und Linden BE (Talackergasse 17). Wurde beigesetzt.

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen.

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50

Öffnungszeiten:

Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

Gemäss dem Basler Unispital erhöht Rivella Grün die Gehirnaktivität. Diese Erkenntnis ist mit Vorsicht zu geniessen.

Hirndoping per Softdrink?

von Patrik Tschudin

Man nehme zwölf gesunde, zwischen 18 und 35 Jahre alte Basler Rechtshänder. Man stopfe ihnen ein Schläuchlein durch den Mund bis in den Magen und flösse ihnen mehrfach entweder einen halben Liter Rivella Grün oder Rivella Blau ein. Das Rivella Blau süsse man zuvor nach auf denselben Zuckergehalt wie das grüne. Zweck des Magenschlauchs an Zunge und Gaumen der Versuchspersonen vorbei: Sie sollen nicht schmecken, ob Grün oder Blau in sie hineinrinnt.

Danach stecke man die so rivellagefüllten Probanden in einen Hirnscanner und lasse sie gleichzeitig einfache Gedächtnistests absolvieren: Einen Knopf drücken, wenn der ihnen jetzt gerade gezeigte Buchstabe der gleiche ist, wie der als Vorletzter gezeigte. Das Ganze wiederhole man vier Mal im Abstand einer Woche.

Und siehe da: Mit der Zeit leuchten während den Tests die Rivella-Grün-Gehirne auf den Bildschirmen im Kontrollraum an gewissen Stellen heller auf als jene Gehirne auf Rivella Blau. Allerdings: Trotz stärkerer Signale aus ihren Gehirnen schneiden die Rivella-Grün-Versuchspersonen in den Gedächtnistests nicht relevant besser ab.

Leuchtende Gehirnregionen

Der Psychiater Stefan Borgwardt, leitet der Arzt am Basler Zentrum für Diagnostik und Krisenintervention der Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK), ist mitverantwortlich für diese 2012 durchgeführten Versuche. Für ihn belegt das vor Kurzem publizierte Resultat, dass in den Rivella-Grün-Gehirnen zwei für das Kurzzeitgedächtnis zuständige Areale besser verknüpft sind als in den Rivella-Blau-Gehirnen. Verantwortlich dafür ist seiner Einschätzung nach jenes halbe Gramm industriell hergestellten Grünteeextrakts, um das sich die beiden Softdrinks pro Liter hauptsächlich unterscheiden. Zwar schwimmen in Rivella Grün im Unterschied zum Rivella Blau auch noch Gerstenmalz-Extrakt, der Süsstoff Sucralose und die Vitamine C und B6. Die hätten aber keinen Einfluss, meint Borgwardt mit

Verweis auf entsprechende Untersuchungen Dritter.

Der Extrakt in Rivella Grün besteht natürlicherweise bis zu einem Zehntel aus Koffein. Im Fachartikel über die Versuchsergebnisse heisst es denn auch, es sei nicht auszuschliessen, dass das Koffein für die beobachteten Effekte mindestens mitverantwortlich sei. Schwarztee oder Kaffee könnten also dieselbe Wirkung zeigen.

Rivella will nicht sagen, wie viel sie an die Studie bezahlt hat.

Rivella hat die Versuche mitfinanziert. Laut Stefan Borgwardt nahm die Firma aber keinen Einfluss auf die Publikation. Auch werde sie die Resultate nicht zu Werbezwecken verwenden, versichert Rivella, zumal «auf EU-Ebene eine immer stärkere Reglementierung von Gesundheitsaussagen für Lebensmittel stattgefunden» habe. Nicht äussern wollte sich Rivella darüber, wie viel sie bezahlt hat und wie der Kontakt zu den Forschenden in Basel zustande gekommen ist. Borgwardt seinerseits ging nicht auf die Frage ein, ob er bereit sei, die Kooperationsvereinbarung mit Rivella zu veröffentlichen.

Die Universität Basel und die UPK verbreiteten die Resultate von Borgwardt und Mitforschenden in einer PR-Meldung unter dem Titel «Grüner Tee beeinflusst das Gehirn». Diese Aussage ist ungenau, weil die Ergebnisse nur für den einen industriellen Grünteeextrakt gelten, der Rivella Grün zugesetzt wird, nicht für Grüntee generell. Sie seien auch nicht auf andere, in unterschiedlichsten Varianten erhältliche Extrakte übertragbar, bestätigt Borgwardt: «Da wir keine anderen Extrakte untersucht haben, kann man anhand dieser Studie keine diesbezüglichen Schlüsse ziehen.»

Die Tübinger Ärztin und Lehrbuchautorin Dr. med. Susanne Bihlmaier, Dozentin für Naturheilverfahren, nimmt die PR-Meldung zur «Rivella-Studie» kritisch zur



Rivella Grün und Blau im Vergleich.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Kenntnis. In Industrie-unabhängigen Untersuchungen zeige sich immer wieder, «dass wirksame Inhaltsstoffe im Naturverbund besser aufgenommen werden als in der künstlichen Verdichtung von Extrakten», sagt Bihlmaier. Das sei belegt beim Tomaten-Inhaltsstoff Lykopen, beim Rotwein-Inhaltsstoff Resveratrol oder bei Vitamin C. Noch eindrücklicher sei eine Studie zur Klasse der Soja-Inhaltsstoffe Isoflavone. Soja als Nahrungsmittel könne vor Brustkrebs schützen, während gewisse Isoflavone, werden sie als Extrakt an Spezialmäuse verfüttert, mehr Krebs hervorriefen.

Am besten geniessen wir also weiterhin zu Hause selber gebrauten Grüntee. tageswoche.ch/+thzqm ×

Die Regierungsratskandidaten Lukas Engelberger, Martina Bernasconi und Eduard Rutschmann im Streitgespräch.

«Sag das nicht, Edi!»

Die Kandidaten über ihre Hintergründe.



Lukas Engelberger

«Ich bin kein Mann der Pharma. Mein Beruf als Unternehmensjurist ist Teil meiner Erfahrung.»



Martina Bernasconi

«Ich habe mich früh intensiv mit existenziellen und politischen Fragen und Systemen auseinandergesetzt.»



Eduard Rutschmann

«Ich kann gut mit Menschen umgehen und führen. Ich bin einer, der – wenn nötig – hinsteht und sagt, was Sache ist.»

von Yen Duong, Michael Rockenbach und Livio Marc Stöckli

Lukas Engelberger (CVP) weiss, was wann zu sagen ist. Martina Bernasconi (Grünliberale) gibt sich gerne dialektisch. Umso lieber haut Eduard Rutschmann (SVP) verbal auch mal drauf. Gute Voraussetzungen für das Streitgespräch unter den drei Basler Regierungskandidaten.

Im Gesundheitsdepartement gibt es seit der Auslagerung der Spitäler nicht mehr so viel zu tun. Kandidieren Sie auch deswegen – weil sie gerne gemütliche Jöblis haben?

Martina Bernasconi: (Lacht.) Was haben denn Sie für Vorstellungen? Ein Departement zu leiten ist nie ein gemütlicher Job.

Lukas Engelberger: Es wäre falsch, das Gesundheitsdepartement zu unterschätzen, nur weil die Spitäler ausgelagert wurden. Man darf die Bedeutung eines Departements auch in diesem Fall nicht an der Mitarbeiterzahl festmachen. Die politische Verantwortung für den Gesundheitsschutz, die Gesundheitsförderung und die Gesundheitsversorgung liegt immer noch dort.

Vor ein paar Jahren vertraten Sie, Frau Bernasconi und Herr Rutschmann, noch den Standpunkt, fünf Regierungsräte seien genug. Und jetzt versuchen ausgerechnet Sie beide sich einen der beiden eigentlich überflüssigen Sitze zu sichern?

Rutschmann: So können Sie das sicher nicht schreiben! Unsere Partei war in der Debatte um die neue Verfassung für eine andere Lösung. Aber jetzt haben wir die und leben damit. Man kann die Verfassung ja nicht ständig ändern.

Bernasconi: Bei der Kantonsfusion können wir diese Überlegungen wieder anstellen. Fünf plus sieben sind zu viel.

Rutschmann: Diese Fusion wird es sowieso nie geben.

Bernasconi: Vorsicht! Jetzt wurde ein Gegenvorschlag ausgearbeitet, der nun einige Bedenken aufnimmt. Da könnte etwas Interessantes entstehen, das Chancen hat.

Rutschmann: Die Basler SVP ist zwar gespalten, die Baselbieter SVP und die Baselbieter FDP sind aber klar dagegen, und das mit gutem Grund. Eine Fusion würde zu einem Linksrutsch auf dem Land führen.

Engelberger: Ich finde es schade, wenn die Diskussion über Fusion und Zusammenarbeit mit Basel-Landschaft von Parteikalkül dominiert wird. Eigentlich sollte es um etwas ganz anderes gehen, nämlich um die Frage, in welcher Organisationsstruktur wir uns am besten aufstellen können und wie wir in der übrigen Schweiz das grösste Gewicht geltend machen können.

Ihre Partei, die CVP, kippt auf dem Land immer mehr ins Nein-Lager.

Engelberger: In der Stadt ist meine Partei jedenfalls geschlossen dafür. In Basel-Land ist das derzeit nicht leicht zu beurteilen, vermutlich werden mehrere Parteien eher gespalten sein. Aber so ist es nun mal. Viele Baselbieter tun sich schwer mit die-

sem Grundsatzentscheid, was auch verständlich ist. Das Baselbiet hat sich jahrzehntelang zumindest teilweise in Abgrenzung zur Stadt definiert. Darum bin ich auch nicht so wahnsinnig optimistisch, dass die Initiative auf dem Land angenommen wird.

Rutschmann: Das Beste ist, wir führen die Debatte so, dass wir auch bei einem Nein das Sinnvolle daraus nehmen und die Zusammenarbeit verbessern können.

Bernasconi: Basel-Stadt hat die Zusammenarbeit mit Baselland immer vorangetrieben. Das ist gut so. Jetzt dürfen wir aber auch mal einen Gang zurückschalten. Den Baselbietern Zeit lassen, selber Ideen zu entwickeln und Vorschläge zu präsentieren. Basel-Stadt muss nicht immer agieren, sondern darf auch mal Ideen des Landkantons dankbar entgegennehmen.

Rutschmann: Genau. Wir haben uns in der Vergangenheit dem Landkanton gegenüber auch nicht immer richtig verhalten. So kann man nicht gemeinsam mit Baselland neue Trams kaufen wollen und diese Beschaffung dann wieder stoppen. Auch ist es falsch, das Theater Basel selber so zu Boden zu wirtschaften und dann mehr Geld von Baselland zu verlangen.

Engelberger: Edi, das kannst du doch nicht so sagen! Das Theater Basel macht eine tolle und wichtige Arbeit.

Welches Stück war das Letzte, das Sie im Theater Basel gesehen haben, Herr Rutschmann?

Rutschmann: Aida – vor rund vier Jahren. Es war eine Katastrophe! Schlicht schockierend für mich, nachdem ich Aida vorher in Verona gesehen hatte. Nach diesem Flop in Basel habe ich mir geschworen, so bald nicht mehr in dieses Theater zu gehen.

Sie, Herr Engelberger und Herr Rutschmann, haben gesagt, in Basel dürfe ruhig noch etwas mehr los sein, sind aber gegen den Rheinuferweg, der wohl eine weitere Belebung brächte. Bei Frau Bernasconi ist es gerade umgekehrt. Sie ist zufrieden mit dem Angebot – und setzt sich doch für ein Ja am 18. Mai ein. Das ist doch widersprüchlich!

Rutschmann: Die Fussgänger und Velofahrer haben mit dem Kleinbasler Rheinuferweg bereits ein traumhaftes Gebiet zum Flanieren und Geniessen. Es kann doch nicht sein, dass man auch noch einen Weg auf dieser schönen Grossbasler Seite baut. Eine beidseitige Belebung ist unnötig, man muss nicht jeden Fleck in dieser Stadt begehen können. Ein Steg an diesem Ort würde katastrophal aussehen.

Engelberger: Der Münsterhügel und die Pfalz verkörpern für mich etwas Sakrales und Erhabenes. Es handelt sich um einen historisch wertvollen und fast mythischen Ort – gerade weil er nicht so leicht zugänglich ist. Das finde ich wertvoll und schützenswert. Man muss nicht überall hingehen und alles anfassen können. Ich bin auch der Meinung, dass es nicht unbedingt noch zusätzliche Beizen oder Bars auf dem Münsterplatz braucht. Für die stärkere Belebung der Innenstadt, die ich sehr begrü-

se, gibt es viel geeignetere Zonen, beispielsweise die Freie Strasse. Dort könnte am Abend viel mehr laufen.

Bernasconi: Natürlich hat der Hügel etwas sehr Sakrales – auch für mich. Aber er ist jetzt schon zugänglich, im Sommer findet dort mit dem Chill am Rhy ein Barbetrieb statt. Früher war dort auch mal ein Badhysli. Der Münsterhügel ist also schon heute kein unberührter Platz. Es soll dort nur ein Steg entstehen, eine Partymeile ist nicht vorgesehen. Es wäre ein extremer Gewinn für Basel, könnte man künftig von der Breite bis zur Mittleren Brücke spazieren. Das würde nicht zu einer Entsakralisierung dieses Gebietes führen, im Gegenteil.

Dann noch zu Ihrem Lieblingsthema, Herr Rutschmann: der Sicherheit. Vor zwei Jahren haben Sie Basel mit Mogadischu verglichen: War das eine masslose Übertreibung oder ist Basel zuletzt so viel sicherer geworden? Bürgerkriegsähnliche Szenen nehmen wir jedenfalls keine wahr.

Rutschmann: Die Situation hat sich nicht entspannt. Wir müssen mehr für die Sicherheit unternehmen. Es braucht weiterhin mehr Polizisten auf der Strasse, zumal dies abschreckend wirkt und somit zu weniger Gewalt und Einbrüchen führt.

«Nur weil Wahlkampf ist, sollte man jetzt nicht leichtfertig die Pharma angreifen.»

Eduard Rutschmann

Engelberger: Edi, hast du Basel wirklich mit Mogadischu verglichen? Dieser Vergleich wäre eine Verhöhnung für alle Opfer in Somalia, die das Pech haben, dort leben zu müssen. Das kannst du doch nicht wirklich ernst gemeint haben?

Rutschmann: Ich hab gesagt «beinahe»...

Engelberger: Nicht mal das geht. Wir sind hier ja wirklich in einer guten Situa-

tion. Das Polizeikorps wird derzeit um 45 Stellen aufgestockt, und das finde ich auch richtig so. Die Präsenz der Polizei verbessert das Sicherheitsempfinden der Leute. Wir sind auf einem guten Weg, auch wenn es weiterhin Probleme gibt. Wir müssen uns aber auch immer wieder bewusst werden, dass es die totale Sicherheit nie geben kann.

Wenn wir noch etwas über Sie drei und Ihre Qualifikationen sprechen dürfen... Sie, Frau Bernasconi, zitieren auf Ihrer Internet-Seite Seneca und Nietzsche und philosophieren über die Schwierigkeit des Geschenke-Machens – das klingt ja alles sehr interessant, aber befähigt es Sie auch für das Amt der Gesundheitsdirektorin?

Bernasconi: Das ist ein sehr guter Hintergrund. Ich habe mich früh intensiv mit existenziellen und politischen Fragen und Systemen auseinandergesetzt. Gelernt, schwierige Sachverhalte besonnen anzugehen, zu analysieren, Strategien zur Bewältigung zu entwickeln. In der politischen Philosophie geht es immer darum, wie wir gerecht und gut zusammen leben können.

Einen etwas anderen Hintergrund haben Sie, Herr Rutschmann. Sie waren Grenzwächter.

Rutschmann: Als Bootschef hatte ich viel mit Frankreich und Deutschland zu tun. Ich kann – auch dank meinem Job – gut mit Menschen umgehen und führen. Ich bin einer, der – wenn nötig – hinsteht und sagt, was Sache ist. Und als Mitglied der Gesundheitskommission kenne ich mich auch in der Gesundheitspolitik aus.

Und Sie, Herr Engelberger, sind der Mann der Pharma.

Engelberger: Ich arbeite für ein Pharmaunternehmen, bin aber schon länger Mitglied des Grossen Rates. Ich bin also kein Mann der Pharma – und lasse mich auch nicht darauf reduzieren. Mein Beruf als Unternehmensjurist ist Teil meiner Erfahrung, was in der Politik durchaus hilfreich sein kann. Basel ist dank den Life Sciences ein wichtiger Wirtschafts- und Forschungsstandort. Darum muss auch die

ANZEIGE

★ GLUBOS ★

die Brockenbude am Rappoltshof 12 **061 681 81 04**



Mo 14.00-18.30 / Di-Fr 10.00-12.00 & 14.00-18.30 / Sa 10.00-16.00
mit dem Erlös unterstützen wir die Frauen-Oase Basel

WIR HOLEN ALLES BRAUCHBARE KOSTENLOS AB UND
MACHEN WOHNUNGS- UND HAUSRÄUMUNGEN

Regierung wissen, wie diese Industrie funktioniert und mit welchen Herausforderungen die Unternehmen konfrontiert sind. Das habe ich in meinen beruflichen Tätigkeiten mitbekommen und dieses Wissen bringe ich auch gerne in die Regierung ein. Im Interesse der gesamten Bevölkerung, versteht sich, und nicht irgendeines speziellen Unternehmens oder einer Branche.

Einverstanden, Frau Bernasconi? Sie haben Herrn Engelberger auf Twitter vorgeworfen, er lasse sich seinen Wahlkampf von seiner Arbeitgeberin sponsern?

Bernasconi: Die Roche stellt Lukas Engelberger 50 Prozent frei, damit er Wahlkampf betreiben kann. Ich frage mich, wie unabhängig er nach einem solchem Deal als Regierungsrat wäre. Jedenfalls nicht so unabhängig wie ich.

Engelberger: Ich weiss nicht, wer was twittert. Aber offensichtlich kommt dabei manchmal falsches Zeug raus. Zu den Fakten: Die Roche zahlt mir meinen Wahlkampf nicht, ermöglicht mir aber eine gewisse Entlastung in meinem Beruf. Das ist auch wichtig, sonst könnte ich jetzt zum Beispiel nicht an einem ganz normalen Nachmittag da sitzen und dieses Gespräch führen. Ohne ein solches Entgegenkommen von Arbeitgebern würde unser Milizsystem gar nicht mehr funktionieren. Darum wird von den Unternehmen ja auch häufig gefordert, dass sie in diesem Bereich wieder grosszügiger werden. Ich empfinde die Vorwürfe gegen die Roche und meine Kandidatur deshalb als billig.

Rutschmann: Dem Lukas sollte man da gar nichts unterstellen, er ist nicht der Typ, der da etwas ausnutzen würde. So – und das war jetzt das letzte Nette, was ich hier gesagt habe. Das Problem ist aber tatsächlich ein anderes: Es hat zu viele Juristen.

Engelberger: Derzeit sind zwei Regierungsräte Juristen. Einer tritt zurück, einer könnte ihn ersetzen. Zwei von sieben: Da kann man nicht von einer Dominanz reden!

Frau Bernasconi fordert, dass der Import günstiger Generika erleichtert wird, damit die Ausgaben für Medikamente nicht weiter steigen und steigen. Das wäre zwar gut für die Konsumentinnen und Konsumenten, aber schlecht für den Pharmastandort Basel.

Bernasconi: Ich bin für Lösungen, die für alle gut sind, für die Bevölkerung ebenso wie für den Wirtschaftsstandort. Ich habe auch noch kein fixfertiges Rezept, sondern nur Vorschläge, über die es sich lohnen würde zu diskutieren.

Rutschmann: Nur weil Wahlkampf ist, sollte man jetzt nicht leichtfertig die Pharma angreifen und die Grenzen für alles öffnen. Das könnte Tausende von Stellen kaputt machen. Aber Gott sei Dank liegt dieser Entscheid sowieso nicht bei Martina Bernasconi. Die Einfuhr von Generika wird eidgenössisch geregelt.

Aus Sicht des Konsumenten ist es aber auch nicht in Ordnung, dass die gleichen Medikamente in der Schweiz sehr viel teurer sind als im Ausland.

Martina Bernasconi

«Ich bin vom Alter, Geschlecht und von der Erfahrung her die beste Ergänzung.»

Lukas Engelberger

«Mit meiner Wirtschaftserfahrung habe ich die besten Voraussetzungen für dieses Amt.»

Eduard Rutschmann

«Ich bin volksnah. Ich geh raus, bin unter den Leuten und rede mit ihnen.»

Die Kandidaten über ihre Vorzüge als Regierungsrat.

Engelberger: Es gibt nur sehr wenige Produkte – vielleicht ein paar Luxusgüter –, die auf der ganzen Welt gleich viel kosten. Die Preise hängen immer auch vom Kosten- und Lohnniveau ab. Hinzu kommt, dass der Kostenanstieg im Gesundheitsbereich nur sehr bedingt etwas mit den Medikamentenpreisen zu tun hat. Wir alle wollen immer älter werden und möglichst lange gesund bleiben, wir möchten, dass wir auch im Grenzfall nochmals eine Operation und nochmals eine Therapie erhalten, die uns helfen könnten. Das ist auch in Ordnung so. Bei diesen Voraussetzungen kann man aber nicht davon ausgehen, dass die Kosten bald wieder sinken werden. Trotzdem könnte man einiges unternehmen, um die Ausgaben zumindest zu stabilisieren. Ein Ansatz wäre es, die Grundversorger zu fördern.

Bernasconi: Es ist schon so: Wir haben eine super Versorgung, das kostet auch entsprechend.

Rutschmann: Es wird doch einfach zu viel gemacht. Bestes Beispiel sind da die Kaiserschnitte. Noch nie hat es so viele davon gegeben wie nach der Einführung der Fallkostenpauschale.

Engelberger: Diese Zunahme hat jetzt aber wirklich nichts zu tun mit den Fallkostenpauschalen, Edi. Sie entspricht einem allgemeinen Trend und lässt sich auch begründen. Viele Mütter sind heute etwas älter und haben deshalb höhere Geburtsrisiken. Zudem sind wir im Gesundheitswe-

sen immer weniger bereit, Risiken in Kauf zu nehmen, was ja auch richtig ist, gerade wenn es um die Geburt eines Kindes geht.

Rutschmann: Ich möchte wieder zurück zur Normalität. Die Entwicklung geht aber eher in die andere Richtung, wie ein anderes Beispiel zeigt: das Riehener Spital, das systematisch schlechtgeredet und am Ende geschlossen wurde, obwohl eine Blinddarmoperation dort 35 Prozent weniger kostete als im Unispital.

Wieso wären Sie der bessere Regierungsrat als Ihre Konkurrenten?

Rutschmann: Da ich im Gegensatz zu den zwei anderen Kandidaten volksnah bin. Ich geh raus, bin unter den Leuten und rede mit ihnen. Ich will wissen, wie sie sich fühlen – und zwar nicht nur im Wahlkampf wie Herr Engelberger mit seiner Burger-Aktion.

Engelberger: Ich finde es schwierig, negativ über Kollegen respektive Konkurrenten zu reden. Ich glaube einfach, dass ich mit meiner Wirtschaftserfahrung die besten Voraussetzungen für dieses Amt habe.

Die Frau hat das letzte Wort.

Bernasconi: Es ist wichtig, dass es eine hohe Diversität in der Regierung gibt. Ich bin eine Frau. Ich bin vom Alter, Geschlecht und von der Erfahrung her die beste Ergänzung für den jetzigen Regierungsrat. Es braucht einen ökologischen Wechsel in der Mitte. Das liberale, weltoffene Basel hat am 18. Mai die Chance, dies zu tun.

tageswoche.ch/+gqczi

GESCHICHTEN UND MENSCHEN DER WOCHE



Cupfinal

Fanmarsch trotz Konkordat: Die Hardliner lenken ein, Einsicht zeigen sie aber keine.

Seite
24

Kunsthalle Basel

Die neue Leiterin Elena Filipovic will weniger Ausstellungen, dafür mehr Performances.

Seite
28

Stadtentwicklung

Zonenkonform sei der Wagenplatz nicht, findet die Regierung. Dulden will sie ihn trotzdem.

Seite
25

Debatte

Brigitte Obrist war lange Sexarbeiterin. Nun fordert sie mehr Rechte für ihren Berufsstand.

Seite
29

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 39-Jährige wohnt in Bern.



Erwünscht: alternative Fankultur.

FOTO: KEYSTONE

Cupfinal Hardliner feiern «Basler Modell» nun als Sieg

Kommentar von Michael Rockenbach

Das Hickhack um den Final im Schweizer Cup hat ein gutes Ende genommen: Das Spiel findet in Bern statt, Fanmärsche inklusive. Die Behörden in Bern haben sich mit aller Macht dagegen gewehrt, aber sie haben es bisher ja immer auf die harte Tour versucht. Sicherheitsdirektor Reto Nause (CVP) wollte einmal die Gästefans auf dem Weg vom Bahnhof Wankdorf ins Stade de Suisse in einen Raubtierkäfig sperren. Ein anderes Mal verkündete er nach einer Schlägerei in der Innenstadt das Ende der Fanmärsche.

Gleichzeitig gab es in der Vergangenheit immer wieder verbale Prügel aus Bern für die Strategie des FC Basel und der hiesigen Behörden, die lieber auf Dialog setzen. Die Basler täten so, als gäbe es überhaupt keine Probleme, sagte Hans-Jürg Käser (FDP), Vorsteher der Kantonalen Justizdirektorenkonferenz und pries das Wundermittel der Hardliner: das Konkordat über Mass-

nahmen gegen Gewalt anlässlich von Sportveranstaltungen. Oder einfacher: Hooligan-Konkordat. Damit würden «Gewaltexzesse rund um die grossen Sportveranstaltungen» verhindert, versprach Käser. Und Nause fügte an, das Wichtigste sei, dass die Stadt Bern ein Instrument erhalte, «mit dem sie die An- und Abreise der Gästefans über den Bahnhof Wankdorf» abwickeln kann. Aber es brauche das Hooligan-Konkordat. Unbedingt.

Die Käasers und Nauses jubelten

Das Volk glaubte den Scharfmachern. Am 10. Februar 2014 sagte Bern – ähnlich wuchtig wie andere Kantone schon vorher – Ja zum verschärften Konkordatstext. Die Käasers und Nauses jubelten. Nun hatten sie endlich die Mittel in der Hand, um rund um Fussballspiele für Ordnung zu sorgen. Ein erstes Mal zeigen sollte sich das beim Cupfinal. FC Basel gegen FC Zürich. Ein Klassiker – und ein Hochrisikospiel.

In den Verhandlungen mit den beiden Clubs, dem Schweizerischen Fussballverband und Vertretern aus der Fanszene wollte Nause sein Versprechen einlösen: keine Fanmärsche. Die Fans sollten möglichst schnell ins Stadion und wieder weg. Und was war die Folge der harten Haltung von Nause? Es wurde über eine Verlegung des Finals nach Basel spekuliert. Und als die Schweiz endlich erfuhr, ob überhaupt und wo das Finale des Schweizer Cups stattfin-

den wird, blieben noch zehn Tage bis zum Spiel. Die Einigung konnte erst «im letzten Moment» erzielt werden, sagte Nause. So viel Unsicherheit rund um den Austragungsort eines Fussballspiels gibt es sonst wohl nur noch in Krisengebieten.

Umso erfreulicher, dass die Lösung überraschend entspannt wirkt. Die Berner setzen auf die Zusammenarbeit mit den Clubs sowie Leuten aus der Fanszene. Und auch die Fanmärsche werden erlaubt. Warum der plötzliche Meinungswechsel? Weil ein Marschverbot noch zu wesentlich grösseren Problemen führen könnte als ein «moderierter Walk», wie es Nause jetzt nennt. Aber glaubte er, dass tatsächlich alle Fans mit dem Fanzug anreisen und sich nach dem Spiel umgehend in Luft auflösen?

Die Berner haben jetzt jedenfalls eine Lösung, die nah ist am Modell der Basler, dieser angeblichen Ignoranten. Der gescheiterte Hardliner Nause versucht die Einigung trotzdem als seinen Erfolg zu verkaufen. Klar, der Mann ist ja auch Politiker und will wieder gewählt werden. Dank dem Hooligan-Konkordat könnten nun alle Beteiligten in die Verantwortung genommen werden, sagte Nause und lobte: «Die beste Voraussetzung für ein friedliches Fussballfest.»

Lassen wir ihm die Freude. Seine Politik war bis jetzt zwar falsch, ein Fussballfest kann es am Ostermontag nun aber dennoch geben.

tageswoche.ch/+ckvfk

x

Reaktionen aus der Community

von Markus Fäs
• Den Unverbesserlichen wird fortlaufend signalisiert, dass sie nur weitermachen sollen; mit ernsthaften Sanktionen hätten sie nicht zu rechnen.

von Sean Sommerhalder
• Falsch, Herr Fäs. Nicht die haben gewonnen, sondern die friedlichen Fans können den Cupfinal nun geniessen ohne irgendwelche überzogenen Repressionen. Das Mittelalter ist vorbei, Kollektivstrafen bringen nichts!

Zahl der Woche

4137

von Tino Bruni

Die hitzigen Debatten um die Neugestaltung des Riehener Dorfkerns haben am Sonntag ihr Ende genommen: 4137 Riehener waren für das aus einem Gestaltungswettbewerb hervorgegangene Projekt, 3147 waren dagegen. Die Stimmbeteiligung lag mit 54,4 Prozent beachtlich hoch.

3,3 Millionen Franken soll das Projekt, gegen das die SVP das Referendum ergriffen hatte, kosten. Wann der Umbau beginnt, steht noch nicht fest. Jedoch dürften frühestens 2015 die ersten Bagger auffahren.

tageswoche.ch/+4rnt0

x



Vision Klybeckquai: So stellen sich die neuen Zwischennutzer die Zukunft am Hafen vor.

FOTO: ZVG

Stadtentwicklung

Der Wagenplatz darf bleiben

von Renato Beck

Nach langen Diskussionen über das weitere Vorgehen am Klybeckquai hat der Basler Regierungsrat einen Entscheid gefällt: Der Wagenplatz wird weiterhin geduldet. Der Entscheid sei «einhellig» gefällt worden, betonte Regierungspräsident Guy Morin am Dienstagmorgen gegenüber den Medien. Ein Vertragsverhältnis mit den Bewohnern bleibt aber aus. Eine Wohnnutzung sei nicht zonenplanconform, so Morin. Die Duldung sei an zwei Bedingungen geknüpft: keine «wesentlichen Beschwerden» und keine weitere Ausdehnung des Wagenplatzes.

Die restlichen 12 500 Quadratmeter der Kiesfläche soll der neu gegründete Verein Shift Mode bis Ende 2019 bespielen. Also bis mit dem Bau des neuen Stadtquartiers begonnen werden soll.

Kanton zahlt Erschliessung

Shift Mode wurde in einem geheimen Einladungsverfahren unter vier Bewerbern ausgewählt. Was Shift Mode veranstalten wird, bleibt vage. Fest steht nur, dass die Kunstmesse Scope jeweils Mitte Juni dort ihr Quartier aufschlagen darf – und dafür Miete an den Verein entrichtet. Damit soll die weitere Entwicklung finanziert werden. Der Kanton übernimmt einzig 250 000 Franken Kostengutschrift für Toiletten, Strom- und Wasseranschluss auf dem unerschlossenen Gebiet. Eine Startfinanzie-

rung lehnte Shift Mode ab, um den Lotteriefonds und Stiftungen um Geld angehen zu können. Auf die durch die Nutzungen erhofften Einnahmen erhebt der Kanton eine Umsatzbeteiligung. Profitabel dürften am ehesten die angedachten Gastro- und Barbetriebe werden. Wer diese führt und wie sie ausgestaltet werden, ist noch unklar.

Daneben ist ein Spielplatz fürs Quartier geplant. In der Mitte der Fläche will der Verein zudem einen grossen Holzpavillon hinstellen. Was darin und darum herum passiert, entscheidet der Verein in den nächsten Wochen. Wer Ideen hat, kann diese dem Verein vorstellen. Ein transparentes Auswahlverfahren gibt es nicht.

Erste Projekte ab Sommer

Dass nun nicht mehr die Regierung die einzelnen Projekte auswählt, sondern ein Verein, sei Teil des Lernprozesses im Umgang mit Zwischennutzungen. Dem Verein war eine Lösung wichtig, bei der der Wagenplatz bleiben darf.

Guy Morin ist sichtlich zufrieden über den Kompromiss, den man auch als Würdigung verstehen kann: «Die Bewohner des Wagenplatzes haben sich im letzten Jahr sehr konstruktiv verhalten.» Gleichwohl habe es reichlich Überzeugungsarbeit bei den Kollegen gebraucht. Dass die Duldung in einer rechtlichen Grauzone liegt, nimmt Morin in Kauf.

Noch diesen Sommer sollen die ersten Projekte anlaufen. Verzögerungen seien nicht auszuschliessen, etwa wegen der nötigen Bewilligung für den Holzpavillon. «Die Frage ist, ob wir dafür eine Baubewilligung einholen», sagt Brunner. Und skizziert, dass es auch anders laufen könne, nämlich so, wie es der Wagenplatz vorge-macht hat: einfach mal hinstellen.

tageswoche.ch/+gyx76

Reaktionen aus der Community

von Christoph Meury
 • Die Stadt gibt die heisse Kartoffel weiter und übergibt das Areal einem (bis dato unbekanntem) Verein, der für solche Aktivitäten nicht spezifisch qualifiziert erscheint und der kaum über die notwendigen Prozess- und Kommunikationserfahrungen verfügt.

Online



Gekommen, um zu bleiben, tageswoche.ch/+grz3t

Zwischennutzungen

Vorzeitiges Ende für das Isteiner Bad

von Dominique Spirgi

Nach nur gerade knapp einem halben Jahr schliesst das als Zwischennutzungsprojekt weitergeführte Isteiner Bad seine Tore wieder. Frustriert gab die private Betreiberschaft, die Freunde des Isteiner Bades, das vorzeitige Aus per 1. Mai bekannt: «Wir sind empört, dass im «sozialen Basel» ein Ausgleich zwischen den Rentenansprüchen der Beamtenschaft und den Bedürfnissen sozialer Angebote nicht mehr möglich sein soll.»

«Miete, die wir nie bezahlen können»

Sie hätten gehofft, dass das Bad auch nach der Zwischennutzungsfrist im Juni bestehen bleibt, erklärte der enttäuschte Vereinspräsident Bruno Honold. Doch «der Staat» sei «zu keinerlei Entgegenkommen bereit» und verlange eine Miete, «die wir nie bezahlen könnten». Immobilien Basel-Stadt hat die Räumlichkeiten des Bades als Büro- und Gewerberaum zu einer Netto-Rohbaumiete von 6100 Franken monatlich ausgeschrieben.

Eine Miete, die auch der Genossenschaft für integriertes Arbeiten Overall zu hoch war. Sie hätte vor allem die Wäscherei gerne weiter betrieben. Doch die baselstädtische Pensionskasse als Hausbesitzerin beharrte mit Bezug auf «klare Vorgaben» auf dem Mietpreis.

Betreiber fühlen sich missbraucht

Die Betreiber fühlen sich vom Kanton missbraucht. Mit der Zwischennutzung habe dieser verhindern können, «dass sich die Hausbesetzerszene in den Räumlichkeiten einnistet», sagt Honold. Mit viel Herzblut und unzähligen Arbeitsstunden habe sich das Team von Freiwilligen für die Weiterführung des Bades eingesetzt, das jetzt, wie es stets geplant war, demontiert werde. Dabei sei das Interesse an einer solchen Anstalt nach wie vor da, ist Honold überzeugt. Anders beurteilt dies Barbara Buser vom Verein «unterdessen», der die Zwischennutzung organisiert hatte. «Ohne staatliche Unterstützung hätte man den Betrieb nicht weiterführen können.» Trotzdem bedauert auch sie das Aus.

tageswoche.ch/+wqc4u

**Reaktionen aus
der Community**

von Remo Matti
• Ich habe mich
auch auf die
Liste eintragen
lassen und zähle
jetzt wohl als
Mietinteressent.
Kaum hab ich
mir die Mietzin-
se (brutto, warm,
inkl.) ange-
schaut, war das
Interesse jedoch
weg. Die güns-
tigste 2-Zi-Woh-
nung im Parterre
geht für knappe
1700.- inkl. weg.

von Maya
Eldorado
am 11.03.2014
• @ Remo Matti
Genau! Das fällt
mir auch immer
wieder auf. All
die günstigen
Wohnungen
verschwinden
und die neuen
sind nicht be-
zahlbar.
Schon deshalb
hoffe ich, dass
sich die Wagen-
menschen an
einem Ort etab-
lieren und blei-
ben können.



Ehemaliger Gewerberaum wird zu Wohnraum.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Bärenfelsenstrasse 40

Eine alte Fabrik wird bewohnt

von Dominique Spirgi

Keine Frage: Wer etwas über die Bärenfelsenstrasse im Kleinbasel wissen möchte, wendet sich an Ruedi Bachmann. Keine Regung, über die der 73-jährige Architekt, Städtebau-, Quartier- und Wohnstrassenaktivist nicht Bescheid weiss. Natürlich weiss er auch über den noch etwa zu zwei Dritteln eingerüsteten Gebäudekomplex an der Bärenfelsenstrasse 40 Bescheid, an dem ein Bauschild die «Umnutzung zu Wohnraum» verkündet.

Auf einer speziellen Website bietet das Immobiliendienstleistungs-Unternehmen Wincasa in diesem Haus 13 Wohnungen, drei Ateliers und eine Praxis zur Miete an. Das Wohnungsangebot umfasst mehrere Zwei- und Drei- sowie zwei ausgesprochen geräumige Vierzimmerwohnungen zu Netto-Monatsmieten von 1350 bis 2890 Franken. Als besonderes Merkmal streicht Wincasa den Umstand heraus, dass es sich bei der Bärenfelsenstrasse um eine kinderfreundliche Wohnstrasse handelt.

Erinnerungen an «Bä 28»

Dass ein kommerzieller Immobiliendienstleister die Wohnstrasse als Attraktivitätsmerkmal herausstreicht, ist auf den ersten Blick ungewöhnlich. Andere Hausbesitzer, beziehungsweise zumindest zwei, dürften bei der Erwähnung der Bärenfelsen-Wohnstrasse von Alpträumen heimge-

sucht werden. Es handelt sich um die Häuserspekulanten, welche in den 1960er- und 1970er-Jahren die 1892 erbaute Eckliegenschaft an der Bärenfelsenstrasse 28 im Sinne einer gewinnmaximierenden Investition durch einen Neubau ersetzen wollten.

Dies hatte einen beispielhaften und letztlich erfolgreichen Kampf für die Erhaltung der Liegenschaft ausgelöst, der sich von 1968 bis 1996 über beinahe 30 Jahre hinzog. Heute gehört die Liegenschaft, die unter der Bezeichnung «Bä 28» in die Geschichte einging, der Pensionskassenstiftung Abendrot. In das Jahr 1977 fiel auf Initiative der Anwohnerschaft auch die Umwandlung der Bärenfelsenstrasse zur ersten Wohnstrasse der Schweiz.

Auch die Geschichte des Gebäudekomplexes an der Bärenfelsenstrasse 40 ist aussergewöhnlich – aber im positiven Sinne, wie Ruedi Bachmann betont. Errichtet wurde der Komplex 1910 als Fabrik der Zentralheizungsfirma Stehle & Gutknecht AG. Ab 1965 beherbergte die kleine Fabrik für 12 Jahre die Araldit- und Kunststoffapplikationsabteilung der Ciba, und in den 1980er-Jahren wurde sie zu einem der ersten gewerblichen und kulturellen Zwischennutzungsobjekten in Basel.

«Nach dem Auszug der Ciba wurde die Fabrik eigentlich zum Abbruchobjekt», erinnert sich Bachmann. Dies rief den von Bachmann vor 40 Jahren mitgegründeten Verein interessierter Personen (V.i.P.) auf den Plan. Der V.i.P. hatte sich zuvor mit Erfolg für die Neunutzung des Kasernenareals eingesetzt. Zusammen mit einer Fachklasse für Innenarchitektur entwickelte Bachmann 1980 ein Umnutzungsmodell für das Fabrikgelände. Dieses wurde dann zwar nicht so umgesetzt, der Zufall und die Gesprächsbereitschaft der Hausbesitzer

führten aber dazu, dass die Bärenfelsenstrasse 40 tatsächlich zwischengenutzt wurde.

Die Sulzer AG brauchte Platz, um ihre Tochterfirma Schachenmann & Co. AG, unterzubringen. Die Spezialfirma für Elektrotechnik benötigte aber nur die Hälfte der Räumlichkeiten, was den Weg für eine damals noch ungewöhnliche Zwischennutzung frei machte. Auf Anregung von V.i.P. wurde der Verein FAN gegründet, der mit der Hauptmieterin einen Untermietvertrag abschloss. Konkret bezogen 17 Untermieter verschiedene Räumlichkeiten.

Aus 11 wurden 33 Jahre

Ursprünglich wurde der Untermietvertrag auf elf Jahre befristet abgeschlossen. Daraus wurden 33 Jahre. «Trotz mehrerer Handänderungen wurden die Verträge mit der Untermietergemeinschaft stets fair eingehalten», sagt Bachmann. Vor sechs Jahren nun ging das Areal an die AXA Winterthur-Versicherungen. Damit wurde auch das Ende der Zwischennutzung eingeläutet. Aber es war ein Ende ohne Hast, wie Bachmann sagt. «Die Untermieter erhielten eine Frist von fünf Jahren, und alle haben in der Zwischenzeit eine neue Bleibe gefunden.»

Oder sie haben die alte Bleibe im sanierten Zustand weiterbelegen können. Der Grossteil der ehemaligen Fabrik wird nun aber neu zum Wohnraum. Und der ehemalige Mitbewohner der Liegenschaft und Kämpfer gegen die Häuserspekulation, Ruedi Bachmann, freut sich über die neu konzipierte Nachbarschaft. Natürlich könne man das Objekt auch als Resultat eines Gentrifizierungsprozesses sehen, sagt er. «Längerfristig wird sich die Umnutzung aber positiv auf das wohnliche Umfeld der Bärenfelsenstrasse auswirken.»

tageswoche.ch/+440vj

×



Winterzeit ist Kampfzeit im Hallenbad.

FOTO: LIVIO MARC STÖCKLI

Badesaison Endlich Freischwimmer

von Daniela Gschwend

Kennen Sie «Ben Hur?», fragte der Bademeister und zwinkerte mir zu, als ich im Herbst die Saisonkarte kaufte. Ich war dabei, mit einem Blick durch die Bademeisterkabine in die Rialto-Schwimmhalle schon mal zu sondieren, wie viele Schwimmer im Becken waren. Wir grinsten uns an.

Tagsüber ist es im Rialto-Becken normalerweise zwischen ziemlich voll und randvoll, leerer wird es erst kurz vor Schluss. Wie im wahren Leben konzentriert sich das wichtigste Geschehen meist auf die Autobahn – die Schwimmerbahn ganz links –, weil man dort am schnellsten unterwegs ist. Und wie im wahren Leben funktioniert das mit dem Abstand nie, denn dann müssten alle im Gleichschlag schwimmen.

Wie ein 2CV

Schwimmt jemand langsamer als die anderen, ist das wie ein 2CV auf der Überholspur. Die Folge sind Stau und schlechte Laune. Zudem gerät auch der sportlichste Rückenschwimmer recht schnell in Seenot, wenn auf der Gegenbahn jemand Delfin-Intervalle schwimmt. Wer sich in den vergangenen Monaten über Dichtestress Gedanken machte, hat vielleicht an der falschen Stelle nachgesehen.

Es soll, so die Legende, auch schon vorgekommen sein, dass sich zwei Schwim-

mer mit den Worten «Für uns beide ist auf dieser Bahn kein Platz» in die Schwimmbrillen gestarrt haben. Ob das zu einer täglichen Auseinandersetzung geführt hat, ist nicht überliefert. Orthopäden, die davon ausgehen, dass Schwimmen ein schonender, ruhiger Ausgleichssport ist, sei an dieser Stelle eine Begehung des Rialtos im Winter angeraten.

Ich bin übrigens sehr stark dafür, Rialto-Bademeister mit einem Dienstalder von über zwei Jahren für das diplomatische Corps vorzuschlagen. Zum deeskalierenden Einsatz in Krisengebieten ist die Vorbildung bestens geeignet. Auch an einzelne fast bühnenreife Momente kann ich mich erinnern. Etwa an den Ausruf «Grösser machen kann ich das Becken nicht!», untermalt von verzweifelt hochgeworfenen Armen.

Neubau nur für Vereine

So sieht das auch die Stadt Basel. Pläne, in Basel eine öffentliche Schwimmhalle mit einem 50-Meter-Becken zu bauen, etwa im Joggeli oder bei der Kunsteisbahn St. Margarethen, scheiterten bisher regelmässig. Nicht einmal die vergleichsweise kostengünstige Überdachung des Gartenbads St. Jakob lag bisher drin. Ein Neubau an der Kunsteisbahn Eglisee wird ausschliesslich für Vereine bestimmt sein.

Die restliche Öffentlichkeit schaut in die Röhre. Oder eben ins Becken. Zum Glück ist die sowohl empfundene wie tatsächliche Enge saisonal begrenzt. Im Sommer weicht ein Grossteil der Schwimmerschaft auf die Gartenbäder aus. Am 19. April öffnet das beheizte Sportbad St. Jakob, am 3. Mai die Gartenbäder Eglisee und Bachgraben.

Ab spätestens Oktober gibt es dann wieder «Ben Hur».

tageswoche.ch/+20ahz

Reaktionen aus der Community

von Grummel
• Ich habe selten so viele stämmige Balletteusen in schweren Verkleidungen gesehen wie am Tattoo. Völlig unverständlich, diese Entscheidung.

von Fabio Montale
• Tattoo-Produzent Erik Julliard wollte sich nach dem Richter-spruch nicht zum Thema äussern. Vertreten wurde er vor Gericht durch seinen Vater Thierry Julliard. Auch hier gibt es nun teure Rauchzeichen.

von Werner Gysin
• Herr Julliard, los, y mach e Wett / Militär blybt Militär und Ballet Ballet / Der Ueli Maurer würd doch zische / würd me die beide do vermische / Y würds aber no ganz grisse finde / e Ballet-RS imene Chrache hinde.

Basel Tattoo

Urteil gegen «Ballettregel»

von Hannes Nüsseler

Seit 2009 rechnete das Militärmusikfestival auf dem Kasernenareal seine Urheberrechtsentschädigungen an die Suisa, die Genossenschaft der Urheber und Verleger von Musik, als Showveranstaltung ab, wodurch sich die Abgaben halbierten. Das baselstädtische Zivilgericht hatte das Tattoo 2012 wegen der Bedeutung von Choreografie, Bühnenbild und Beleuchtung ebenfalls nicht als Musikveranstaltung eingestuft. Nachdem die Suisa die Anwendung der «Ballettregel» angefochten hatte, gibt ihr das Bundesgericht nun recht und stuft das Festival «eindeutig» als Musikveranstaltung ein. Die Suisa nimmt das Bundesgerichtsurteil «mit Befriedigung» zur Kenntnis und will die ausstehenden Urheberrechtsvergütungen in der Höhe von «mehreren Hunderttausend Franken» einfordern, um sie den betroffenen Komponisten rückwirkend zukommen zu lassen.
tageswoche.ch/+r05vo

Alice Roffler



Alles Gute zum 110. Geburtstag!

von Tino Bruni

Sie ist die offiziell älteste Bewohnerin der Schweiz und am 14. April 110 Jahre alt geworden. Das hohe Lebensalter verdanke Alice Roffler der Kirche – und einer regelmässigen Ration Kirschen, mit dem sie sich Beine, Füsse, Rücken, Kopfwirbel und Herzgegend einzureiben pflegt.

Zum runden Geburtstag hat es sich die Jubilarin aus dem Baselbiet nicht nehmen lassen, mit Regierungspräsident Urs Wüthrich einen hohen Gast einzuladen. Auch wir gratulieren herzlich.

tageswoche.ch/+bcbhk



Die neue Direktorin Elena Filipovic mit ihren Vorgängern.

FOTO: A. PREOBRAJENSKI

Kunsthalle Basel

Zum ersten Mal übernimmt eine Frau das Ruder

von Karen N. Gerig

Die Kunsthalle Basel wird ab Herbst von einer Frau geführt: Elena Filipovic tritt per 1. November die Nachfolge von Noch-Direktor Adam Szym-

czyk an – etwas später, als man sich das gewünscht hätte. Die Kandidatin aber hatte derart überzeugt, dass der Wunschtermin September zweitrangig wurde.

Die neu gewählte Direktorin hinterliess bei ihrer Präsentation am Montag einen positiven Eindruck. Sie wirkte angenehm, konzentriert, sympathisch – und hochprofessionell. Mit der Wahl von Filipovic wollte die Findungskommission das Profil der Kunsthalle beibehalten. Gerade in Anbetracht der Tatsache, dass Basel in Bezug auf Gegenwartskunst eine grosse Dichte aufweise, sei dies besonders wichtig.

Filipovic setzt auf eine gute Kooperation mit den lokalen Kunstschaffenden. Sie sei

begierig, die Stadt kennenzulernen und mit den anderen Akteuren auf dem Platz zusammenzuarbeiten. Ein wenig Erfahrung hat die Amerikanerin diesbezüglich schon, denn ein von ihr kuratiertes Ausstellungsprojekt mit Felix Gonzalez-Torres wurde 2010 in der Fondation Beyeler gezeigt.

Filipovic will in der Kunsthalle weiterhin junge internationale Positionen zeigen – allerdings in etwas weniger Ausstellungen pro Jahr. Sie hofft, dass so etwas mehr Geld für Publikationen übrig bleibt. Ebenfalls wünscht sie sich mehr Vorträge, Symposien oder Performances.

Basler Kulturschaffende freuen sich

Filipovic ist 1972 in Los Angeles geboren und arbeitet seit fast 20 Jahren in Europa. Eine Forschungsarbeit über Marcel Duchamp hatte sie nach Europa gebracht. Sie lebte in Paris, Berlin und Brüssel, wo sie seit fünf Jahren als Senior Curator am Wiels Contemporary Art Centre tätig ist. In Berlin kuratierte sie 2008 die Berlin Biennale – zusammen mit Adam Szymczyk, dessen Nachfolgerin sie nun wird.

Die ersten Reaktionen auf die Ernennung Filipovics waren gut. Unter den anwesenden Basler Kulturschaffenden spürte man die Freude, dass erstmals eine Frau das Ruder der Basler Institution übernimmt. Und man zeigte sich erwartungsvoll, was diese Frau auf die Beine stellen wird.

tageswoche.ch/+b2t6r

x

ANZEIGE

Mein Kräutergarten



4.90

TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS



3.30

TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS

2x 1l
Duo-Pack



9.50

TIEFPREISLAND
PAYS PRIX BAS

6er-Set

Kräutererde RICOTER
15 l.
45031 4.90

Mehnjährige Küchenkräuter
Rosmarin, Thymian, Oregano, Pfefferminze, Salbei.
02576 je 2.60

Flüssigdünger CAPITO
Nachhaltige Düngerversorgung für alle Zimmer-, Balkon- und Gartenpflanzen. Vor Gebrauch bitte Gebrauchsanweisung beachten!
46250 3.30

Küchenkräuter
Assortiert. Rosmarin, Minze, Melisse, Salbei, Bohnenkraut, Thymian.
04627 9.50

Landi

Qualität / Preis / Auswahl

www.land.ch

Gültig: 7.4.14-19.4.14

10.50

AKTUELL
ACTUEL

6 kg

Äpfel Golden Kl. 2
Im Karton. 1.75/kg
20253

SUISSE
GARANTIE

Gültig: 7.4.14-19.4.14

6.95

AKTUELL
ACTUEL

1 kg

Rhabarber
Offen.
20102

SUISSE
GARANTIE

Nur in LANDI mit Sortiment Früchte und Gemüse.

TagesWoche

16/14

Die ehemalige Sexarbeiterin Brigitte Obrist will die Sittenpolizei abschaffen.



Rotlicht

Mehr Rechte für Prostituierte

von Brigitte Obrist

Der Europarat empfiehlt den europäischen Staaten ein Freierverbot wie in Schweden einzuführen, um Menschenhandel in

der Prostitution zu bekämpfen. Die Schweiz geht einen anderen Weg: Eine Expertengruppe des Bundes schlägt vor, die Rechte der Prostituierten zu stärken – ohne Verbote und Strafen für Freier. Als ehemalige Sexarbeiterin engagiere ich mich seit Jahren für die Rechte von Frauen und Männern, die diese Arbeit machen. Zur Verbesserung ihrer Lage könnte eine Reihe von Massnahmen dienen. Erläuterungen zu den Forderungen finden Sie unter: tageswoche.ch/+a6y9l

1. Keine Kriminalisierung der Kunden
2. Änderung des Begriffs Prostitution zu Sexarbeit in Gesetzestexten
3. Abschaffung des Sittlichkeitsartikels
4. Gesetzliche Gleichbehandlung wie andere Dienstleistungsgewerbe (stilles Gewerbe) als Selbstständig-erwerbende in allen Gesetzen
5. Respektieren der Anonymität
6. Abschaffung der «Sittenpolizei»
7. Gleiches Recht für alle
8. Gleiche Grundrechte
9. Abschaffung von Sperrbezirken
10. Recht auf Sicherheit

Leroy Jenkins

«Die Bezeichnung Sexarbeit ist irreführend, da in der Prostitution keine Leistung steckt.»

Community-Mitglied seit: 17. 12. 2011

Piet Westdijk

«Was kann man dagegen sagen? Nichts! Gratuliere, Frau Obrist, zu dieser klaren Aufzählung.»

Community-Mitglied seit: 2. 12. 2011

Alex Joester

«Verbieten! Der Schutz der Frauen hat Vorrang und der Menschenhandel muss aufhören.»

Community-Mitglied seit: 23. 8. 2013

Viktor K

«Ist nicht das Engagement darauf zu richten, dass sie nicht diese Arbeit leisten müssen, an der sie innerlich zugrunde gehen?»

Community-Mitglied seit: 6. 12. 2012

Grummel

«Wir werden Unabänderliches nicht verbieten können. Deshalb sollten wir die «Sittenpolizei» in die Banken schicken.»

Community-Mitglied seit: 13. 8. 2013

Tel Aviv

Let my people go: Ein orthodoxer jüdischer Junge verbrennt hefehaltige Nahrungsmittel als Vorbereitung auf das Passahfest, das an den Auszug der Israeliten aus Ägypten erinnert.

AP PHOTO/ODED BALILTY



Ayutthaya

Schwer in Festlaune: Elefanten spritzen Touristen am Songkran-Festival in Thailand nass. Es ist der Auftakt zur Neujahrsfeier.

REUTERS/
CHAIWAT SUBPRASOM



Indio

Hello, Spaceman: Konzertgänger tanzen um eine Skulptur am Coachella-Musikfestival in Kalifornien.

REUTERS/
MARIO ANZUONI





London

I want to break free: Am 34. London Marathon läuft ein Teilnehmer als Freddie Mercury verkleidet mit Staubsauger ins Ziel.

REUTERS/
LUKE MACGREGOR



Ennetbürgen

Teures Hobby: Ulrich Wenger vom Komitee «Ja zum Gripen» baut das Modell eines Kampfflugzeuges auf.

KEYSTONE/
SIGI TISCHLER



Fussball Cupfinal

Die Sportchefs von FCB und FCZ, Georg Heitz und Marco Bernet, über die unterschiedlichen Perspektiven ihrer Clubs.

«Jedes Imperium bricht irgendwann zusammen»

von Christoph Kieslich

Am Ostermontag kommt es in Bern erstmals nach 1973 wieder zu einem Cupfinal zwischen dem FC Basel und dem FC Zürich. Wir haben die beiden Sportchefs, Marco Bernet (56) vom FC Zürich und Georg Heitz (44) vom FC Basel zum Gespräch in Zürich getroffen. Beide sind noch nicht lange im Profifussball dabei. Bernet, gelernter Hochbauzeichner, bekleidet seine Funktion beim FCZ erst seit Jahresbeginn 2013, Heitz, früherer Redaktor bei der «Basler Zeitung», ist seit 2009 dabei und schaut bereits auf vier Meistertitel, zwei Cupsiege und etliche lukrative Transfers zurück. Beide kennen sich aus gemeinsamen Zeiten in der Kommunikationsabteilung der Fifa. Für unseren Fotografen jonglierten sie mit einem Ball aus dem jeweili-

gen Fanshop – Heitz' Plastikkugel landete dabei prompt im Schanzengraben. Zwar geriet er damit daheim in Basel in Erklärungsnot, sagte aber: «Lieber einen Ball verlieren als den Cupfinal.»

Marco Bernet, welche Erinnerungen haben Sie an die Cupfinals zwischen Ihrem FC Zürich und dem FC Basel in den 1970er-Jahren?

Marco Bernet: Ich habe natürlich wunderschöne Erinnerungen an die drei Siege. Ich meine, ich sei bei allen drei im Stadion gewesen. Das war eine sehr gute Zeit für den FCZ, wir waren zusammen mit dem FCB führend im Schweizer Fussball. Und: Ein Cupfinal – das ist das Grösste.

Georg Heitz, zu diesen Finalspielen können wir Sie schlecht befragen, Sie waren noch nicht mal vier Jahre alt

Gegenseitiger Respekt: Die Sportchefs Georg Heitz (links) und Marco Bernet.



1973, beim letzten Cupfinal zwischen FCB und FCZ.

Georg Heitz: Im Unterschied zu Marco, der die Blüte der beiden Clubs in den Siebzigerjahren erlebt hat, musste ich später das Derby in der Nationalliga B anschauen. Ich bin während einer Zeit aufgewachsen, in der beide Clubs nicht so glorios dagestanden sind.

Inzwischen ist der FC Basel das Mass der Dinge im Schweizer Fussball. Was bedeutet das für den Cupfinal?

Bernet: Gar nichts. Das wird ein Spiel auf Augenhöhe. Vielleicht können wir vom Kräfteverschleiss des FCB profitieren, dürfen uns aber nicht alleine darauf verlassen. Wir sehen gegen die starken Gegner derzeit gut aus – und haben Mühe gegen die schwächeren, das ist unser Problem.

Herr Heitz, Sie sind doch heilfroh, dass die Mannschaft aus der Europa League ausgeschieden und die Dreifach-Belastung vorbei ist.

Heitz: Wir wollen in jedem Wettbewerb so weit kommen, wie es geht, und jeder Erfolg kann auch wieder neue Energien freisetzen. Deshalb kann man nicht sagen, dass wir froh sind. Aber es gibt im Schlechten auch etwas Gutes. Wir hatten eine sehr grosse Belastung, und dass das nun weniger ist, kann helfen.

Das höhere Ziel der Basler ist in dieser Saison ja die Meisterschaft, mit der man direkt für die Champions League qualifiziert ist. Der Cupfinal zählt da herzlich wenig, oder?

Heitz: Wenn man mir die Wahl gäbe zwischen Cupfinal und Meisterschaft, dann nähme ich klar die Meisterschaft. Alles andere wäre gelogen.

Bernet: Die Spieler, der Trainer und der Staff des FC Basel, die werden trotzdem diesen Cup gewinnen wollen.

Der FCZ hat die Chance, nach fünf Jahren wieder einen Titel zu gewinnen. Präsident Ancillo Canepa sagt, der Cupfinal könne psychologisch im Club sehr viel bewirken. Ist die Bedeutung tatsächlich so hoch?

Bernet: Wir haben eine sehr gute Cup-Tradition. Das ist auch in der Fangemeinde verankert, wo die Siebzigerjahre immer noch leben.

Heitz: Und man hat bei den Grasshoppers gesehen, dass so ein Cuperfolg wie vergangenes Jahr einem Club den Glauben zurückbringen kann, dass man wirklich eine Spitzenmannschaft hat. Darum spielt GC auch jetzt eine starke Saison. Und vielleicht ist das tatsächlich ein Erlebnis, das der FCZ auch mal wieder bräuchte.

Sie beide waren nie Profifussballer.

Gibt es Vor- oder Nachteile, wenn man als Quereinsteiger in der sportlichen Führungsetage eines Fussballclubs arbeitet?

Heitz: Das sollen andere beurteilen. Es gibt sportliche Resultate, und es gibt finanzielle Resultate. Und dann gibt es vielleicht noch die Frage, wie viele der eigenen Nachwuchsspieler man in die erste Mannschaft bekommt. Und das liegt auch nicht an uns



«Lieber einen Ball verlieren als den Cupfinal» – Georg Heitz (links) und Marco Bernet.

FOTOS: FRANCISCO PACO CARRASCOSA

alleine, sondern ist das Ergebnis von grossen Nachwuchsabteilungen.

Bernet: Unter dem Strich ist es egal, woher jemand kommt. Es gibt auch verschiedene Motivationen, warum einer Sportchef werden will. Bei mir ist es einfach passiert. Bei dir, Georg, ja eigentlich auch. Ich denke, ich bringe etwas andere Qualitäten mit als Leute, die immer im Fussball waren. Dem FC Zürich tut es gut, wenn wir wieder bescheidener sind. Wenn man nicht darauf spekuliert, dass wir jedes Jahr Meister werden. Wir müssen erst einmal ans Geldverdienen denken und nicht ans Ausgeben. Ich glaube darum, dass sich unsere Aufgaben etwas unterscheiden, ich bin weiter

hinunter in den Nachwuchsbereich zuständig als Georg.

«Ich kann mir schlichtweg keine Fehltransfers leisten.»

Marco Bernet, FCZ

Heitz: Sportchef ist nicht gleich Sportchef. Es gibt welche, die machen alles alleine, die entscheiden, wer Trainer wird, wer geholt und verkauft wird. So ist der FCB nicht strukturiert. Ein Name, den man sich

als Fussballer erarbeitet hat, kann in diesem Business zu Beginn vielleicht helfen. Ein Name ist aber auch immer ein Schutzschild für den Club. Wenn es nicht läuft, kann man es bequem auf diesen Namen abschieben.

Gibt es in Ihrem Job Anerkennung für die geleistete Arbeit?

Heitz: Die gibt es immer wieder, mitunter nach einem grossen Erfolg sogar etwas übertriebenes Lob. Aber beim FCB ist es doch so: Wenn du zweimal hintereinander verlierst, dann ist der Trainer eine Pfeife und muss weg, der Sportchef ist auch eine Pfeife, und wenn du nochmal verlierst, hat auch der Präsident Bernhard Heusler kei-

ne Ahnung von Fussball und muss weg. Aber das würde sich genau gleich verhalten, wenn jemand als zweifacher Weltmeister in verantwortlicher Position wäre.

Bernet: Wir haben an einem Mittwoch gegen Thun die Finalqualifikation geschafft und am Wochenende darauf daheim gegen Lausanne, den Letzten, 0:3 verloren. Dann kommen Mails mit Inhalten aus der untersten Schublade. Trainer weg, Präsident weg – der Sportchef kam gar nicht vor, vielleicht nimmt man mich schon nicht mehr wahr (lacht).

Herr Heitz, die NZZ hat Sie neulich als Trüffelschwein bezeichnet. Wir nehmen mal an, dass Sie das als Kompliment aufgefasst haben?

Heitz: Ach (verdreht die Augen). Es klingt wie eine Floskel, aber sie stimmt bei uns halt: Es ist am Ende Teamwork. Es kann nicht einer alleine einen tollen Transfer machen. Es sind so viele Komponenten, die stimmen müssen. Wenn der Spieler erst mal hier ist, muss er auch gut betreut werden. Es kommt auf die Mitspieler an, wie gut er integriert wird, wie der Trainer mit einem Spieler umgeht, und, und, und. Natürlich versu-

chen wir, Spieler zu finden, bei denen das Preis-Leistungs-Verhältnis besonders gut ist. Aber das versuchen sie in grösseren Ligen mit anderen Summen ebenfalls.

Was bedeutet es für Sie, wenn ein Mohamed Salah zum FCB kommt und dann für geschätzte 20 Millionen Franken zu Chelsea wechselt?

Heitz: Das ist natürlich vom monetären Aspekt so gelaufen, wie wir uns einen Traumtransfer vorstellen. Vom Zeitaspekt her nicht, wir hätten ihn gerne bis Ende Saison behalten. Aber dieser Dynamik kann man sich manchmal nicht entziehen.

Herr Bernet, was denkt man als technischer Direktor des FCZ, wenn Sie von so einem Transfer lesen?

Bernet: Wir haben schlicht die Bühne nicht, um solche Transfers machen zu können. Für Spieler, die bloss in der Super League auftreten, bewegen sich die Transfersummen bei zwei, drei Millionen, fünf sind die oberste Grenze. Wir wollen jedes Jahr zwei bis drei Junioren in die erste Mannschaft bringen. Die sollen sich zwei bis drei Jahre festigen. Und dann plant man mit einem Transfer, das ist unser Anspruch.

Sie erschrecken nicht, wenn der Konkurrent mit einem Transfer fast das Jahresbudget des eigenen Vereins einnimmt?

Bernet: Nein, das sind einfach die Relationen. Wenn wir selbst einen solchen Topspieler entwickeln würden, dann ist der mit 18 Jahren bereits weg. Oder vielleicht schon mit 16. Chelsea, Manchester United, Tottenham, Juventus, Milan, die stehen alle vor der Tür. Die Jungen halten zu können, das ist für uns ein Riesenproblem.

Beneiden Sie Georg Heitz um etwas, das er beim FCB hat?

Bernet: Nein, überhaupt nicht. Da ist kein Neid, da ist Anerkennung. Ich hätte auch gerne etwas mehr Mittel zur Verfügung. Aber das lehrt uns, kreativ zu sein. Und mit weniger Geld muss man sicher auch sorgfältiger vorgehen. Ich kann mir schlichtweg keinen Fehltransfer leisten ...

... wir schätzen, der FCB auch nicht?

Heitz: Wir haben schon etwas mehr Spielraum, das muss man ehrlich sagen.

Wir gehen davon aus, Sie, Herr Heitz, beneiden Marco Bernet und den FCZ um gar nichts. Oder täuschen wir uns?

ANZEIGE

UPK
Universitäre
Psychiatrische Kliniken
Basel

EINTRITT FREI

WIESO?

ÖFFENTLICHE
PUBLIKUMSVORTRÄGE
IN DEN UPK BASEL

WAS HILFT, ZUFRIEDEN ZU ALTERN?

EIN REFERAT VON:

**PROF. DR. MED.
THOMAS LEYHE**

ÄRZTLICHER LEITER
ZENTRUM FÜR ALTERSPSYCHIATRIE

**DONNERSTAG
24. APRIL 2014
19–20 UHR**

PLENUM 1, ÖKONOMIEGEBÄUDE
WILHELM KLEIN-STRASSE 27



[www.upkbs.ch/
veranstaltungen](http://www.upkbs.ch/veranstaltungen)

S&C

lages
Woche

Kundencenter Basel Mitte

Wir freuen uns auf Ihren Besuch
an der Ecke Rümelinplatz / Grünpfahlgasse.
Neue Medien Basel AG | Tel. 061 561 61 50
Öffnungszeiten:
Mo. bis Fr. von 8.30–12 Uhr und von 13–17 Uhr
info@neuemedienbasel.ch

FÜR ALLE OHREN



Es ist nie zu früh, auf sein Gehör zu hören.
Eine persönliche Beratung mit kostenlosem Hörtest bei der HZ zeigt auf, was Sie für Ihre Ohren tun können.

Rufen Sie uns an für einen Termin.

Hörmittelzentrale Nordwestschweiz – für alle Ohren
Tel. 061 269 89 89 info@hz-hoeren.ch www.hz-hoeren.ch

Heitz: (Lacht.)

Bernet: Möchtest du bei uns Entwicklungshelfer werden?

Heitz: Vielleicht beneide ich den FCZ darum, dass sie die Möglichkeit haben sich zu steigern. Ob es diese Möglichkeit bei uns noch gibt, ist die Frage. Mit jedem Erfolg, den du hast, wird die Luft dünner. Marco kann sich noch Ziele setzen und diese erreichen. Wir dagegen können eigentlich nur noch verlieren. Jedes Spiel, jede Meisterschaft, bei jedem Transfer. Wenn wir demnächst einen Spieler für zehn Millionen abgeben, wird wahrscheinlich die Frage gestellt, warum es nicht wieder so viel ist wie bei Salah.

«Man wird darauf achten, dass vor dem Cupfinal nicht angeheizt wird.»

Georg Heitz, FCB

Das klingt ja schrecklich.

Heitz: Nein, das ist fantastisch (lacht).

Bernet: Es ist in diesem Job sowieso immer ein täglicher Überlebenskampf, egal auf welchem Niveau du arbeitest, ob Super oder Challenge League.

Wir erleben derzeit eine Liga, die so ausgeglichen ist wie schon lange nicht mehr. Liegt das nur daran, dass der FCB bis vergangene Woche noch auf drei Hochzeiten getanzt hat?

Heitz: Es ist schon so, dass wir eine halbe Meisterschaft mehr spielen als die anderen. Da relativiert sich dann auch das grössere Budget, das wir zur Verfügung haben. Aber wir können als Schweizer Club nicht 25 Nationalspieler beschäftigen, weil die einen Anspruch haben zu spielen. Es ist gar nicht so einfach, eine Balance bei der Kaderplanung hinzubekommen.

Es gibt viele enge Spiele, der FCB hat nach seinem eigenen Geschmack vielleicht ein paar Unentschieden zu viel, er ist aber – notabene vom FCZ – erst einmal in dieser Saison national geschlagen worden. Was sagt das aus?

Bernet: Das spricht für die Routine dieser Mannschaft. Und man darf nicht vergessen, was die Spieler leisten. Das fängt beim Konkurrenzkampf innerhalb des Teams an und geht bis zur Erwartungshaltung des Publikums. Das kann schnell kippen. Ich habe Spiele in Basel erlebt, wo ich nicht hören wollte, was ich gehört habe.

Heitz: Das Programm ist schon happig, vor allem für die Nationalspieler, die noch mehr unterwegs sind. Aber unterm Strich ist all das gut für die Liga: Der FCB spaziert da nicht einfach durch.

Wie konserviert man denn Erfolg im Fussball?

Bernet: Man muss sich bewusst sein, dass die Ära irgendwann zu Ende gehen wird. Die erfolgreichen Basler Jahre werden enden, warum auch immer. Jedes Imperium ist irgendwann einmal zusammengebrochen. Es muss ja nicht hundert Jahre

dauern. Im Schweizer Fussball sind es vielleicht fünf bis zehn Jahre, die so etwas anhalten kann. Der Abstieg kann schleichend passieren, durch einen Präsidentenwechsel oder was auch immer. Wir sind uns bewusst, dass wir erst einmal Arbeit leisten müssen. In diesem Prozess nehmen wir den Cupsieg sehr gerne mit, und wenn nicht, ist das kein Unglück.

Herr Heitz, Sie werden Ihrem Kollegen widersprechen wollen bei der These vom untergehenden Imperium.

Heitz: Komplett widersprechen kann ich nicht, denn Fussball ist zyklisch. Es gibt Beispiele weitaus grösserer Clubs als des FC Basel, denen es irgendwann nicht mehr so gut ging. Unsere Position ist nicht in Stein gemeisselt. Es gibt andere Vereine in der Schweiz, die finanzielle Möglichkeiten haben. Die Young Boys etwa. Da weiss man zwar nicht genau, wie diese finanziellen Möglichkeiten genau aussehen, aber den Ehrgeiz, Meister zu werden, haben sie.

Bernet: YB ist ein Beispiel dafür, dass der Erfolg nicht mit Geld zu kaufen ist.

Nach 41 Jahren kommt es wieder zum Cupfinal zwischen den grossen

Rivalen FCZ und FCB und es gab im Vorfeld grosse Diskussionen um Sicherheit und Fans. Was können Sie als Sportchefs dazu beitragen, dass es am Ostermontag das erhoffte Fussballfest werden wird?

Bernet: Für mich beginnt der Match mit dem Anpfiff im Stadion. Alles andere rundherum ist für mich auf politischer Ebene zu lösen. Die Fans sind nicht Clubeigentum, und die Fankultur ist ein Bestandteil der Gesellschaft. Und damit ist diese auch ein Stück weit mitverantwortlich. Man kann nicht alles auf dem Buckel der Vereine abladen, aber wir werden versuchen, mit einem fairen und attraktiven Fussball unseren Beitrag zu einem Spektakel zu leisten.

Heitz: Man wird sicher darauf achten, dass im Vorfeld die Stimmung nicht durch unbedachte Äusserungen von Spielern oder Cluboffiziellen künstlich angeheizt wird.

Bernet: Diese Gefahr besteht von unserer Seite nicht. Es wird ein Spiel werden, das von gegenseitigem Respekt getragen wird.

tageswoche.ch/+olaim

×

ANZEIGE



Sensibilisierungstag auf dem Barfüsserplatz:

«Blinde und Sehbehinderte meistern die Hürden des Alltags»

Basel, Samstag 26. April 2014
10.00 – 16.00 Uhr

Erleben Sie, wie herausfordernd es ist, einen Hindernis-Parcours mit simulierter Sehbehinderung zu meistern. Das Mitarbeiter-Team der Sehbehindertenhilfe Basel unterstützt Sie gerne.

Programm

- 10.00 Uhr Erleben Sie «Sehbehinderung» hautnah: Absolvieren Sie mit Dunkelbrille oder simulierter Sehbehinderung einen Hindernis-Parcours auf dem Barfüsserplatz
- 13.00 Uhr Machen Prominente wie Ballett-Direktor Richard Wherlock oder Orientierungsläuferin Ines Brodmann auch «blind» eine gute Figur?
- 14.00 Uhr Fortsetzung Hindernis-Parcours
- 16.00 Uhr Ende des Sensibilisierungstages

Klimawandel

In 50 Jahren könnte das Mekong-Delta unter Wasser stehen. Millionen droht dann die Umsiedlung. Eine Reportage.

Ernstfall in Dat Mui – wenn das Delta untergeht

von Peter Jaeggi, Fotos: Roland Schmid

Es ist keine gute Nachricht, die an diesem Vormittag den Direktor der Primarschule Nummer eins in Dat Mui im Mekong-Delta erreicht. «Ein Damm ist gebrochen! Eine Flutwelle bedroht das Schulhaus!»

Der Anruf des örtlichen Volkskomitees versetzt die 600 Kinder und das Lehrperso-

nal am südlichsten Zipfel Vietnams in Aufregung. Es geht um Menschenleben. Der Schulleiter, ausgerüstet mit einem Megafon samt eingebauter Sirene, führt lautstark Regie. Ziel: Möglichst schnell ins oberste Stockwerk! Kinder rennen die Treppen hoch, Lehrer tragen Schulbücher und Trinkwasser nach oben, einer bringt Papa

Realistisches Planspiel: Evakuierungsübung in der Schule von Dat Mui.



Ho in Sicherheit, die Gipsbüste des Staatsgründers Ho Chi Min. Zwar ist der Dammbruch heute nur eine Simulation, die Evakuierung also eine Übung und ein Pilotprojekt des Roten Kreuzes – doch die Lage ist ernst, wie unsere Geschichte zeigen wird.

Das Mekong-Delta ist ein fragiles Biosystem: Weit verzweigte Flussarme, Tausende von Kanälen, bis zum Horizont Aquakulturen, Erdteiche, abgetrennt nur durch dünne Dämme, auf denen schmale Strassen und Pfade verlaufen. Die Gezeiten regulieren die Bewässerung. Bei Flut strömt Wasser in die Teiche, bei Ebbe fließt es ab. Aus der Vogelschau erhält man den Eindruck, die ganze südvietnamesische Landschaft bestehe nur aus Wasser.

Die Armen leben nahe am Wasser

Auch am Boden ist man regelrecht umzingelt vom Nass. Rechts, links, unten und, wenn es regnet, auch von oben. Das braungelbliche Wasser des Mekong und seiner Verästelungen ist omnipräsent. Am Ufer einer dieser Verästelungen steht der Fischer und Tagelöhner Nguyen Van Cuong im Schlamm und zeigt aufs Wasser.

Wo heute Motorboote unterwegs sind, stand einst sein Haus, in dem er zwölf Jahre lang mit seiner Familie lebte. Er hatte es mit Holz, das er in der Umgebung gesammelt hatte, und Palmblättern selber gebaut. «Die Flut stieg immer höher, schliesslich drang das Wasser ins Haus. Und die Erosion frass das Land allmählich auf. Es wurde unmöglich, hier zu bleiben», erzählt Nguyen Van Cuong. So wurden er und seine Familie zu Umweltflüchtlingen. Hart sei es gewesen, dieses Stück Heimat aufzugeben. Beim Abschied sammelte er noch ein paar Holzpflocke des versinkenden Hauses ein, die nun am neuen Wohnort sein kleines Schweinegehege einzäunen.

Nguyen Van Cuong gehört zu jenen fast 50 Prozent der Menschen im Mekong-Delta, die unter oder nahe der Armutsgrenze leben. «Die Ärmsten sind die Verletzlichsten, wenn die Natur verrückt spielt», sagt der Umweltexperte Ton That Khanh, der uns hier begleitet. Arme Leute besitzen keine stabilen Häuser, die meisten Behausungen bestehen aus Palmblättern; deshalb sind sie besonders verwundbar bei Taifunen. Ein Grossteil der Menschen im Mekong-Delta lebt von der Fischerei und ist deshalb darauf angewiesen, nahe am Wasser zu wohnen. Auch das macht sie anfällig gegenüber Naturkatastrophen.

Neue Häuser vom Roten Kreuz

Wie zerstörerisch Naturkatastrophen sein können, zeigten die Taifune von 2000 bis 2002. In der Mekong-Provinz An Giang wurden damals 600 000 Häuser zerstört sowie die gesamten Reisernten, und es gab zahlreiche Tote, die meisten unter ihnen Kinder.

In der südlichsten Provinz Vietnams, in Ca Mau, gibt es während der Regenzeit von Oktober bis Januar viele tropische Stürme und sehr viel Niederschlag. Die Fischer können dann oft nicht aufs Meer und ver-



Vorratskammer und Lebensader: Das Mekong-Delta zählt zu den wichtigsten Reisanbaugebieten der Welt.

dienen nichts. Ton That Khanh erläutert die Folgen: «Viele Familien leiden deshalb an Hunger, vermutlich haben bis zu einem Fünftel der Leute während Wochen nicht genug zu essen. Manche verschulden sich und leihen sich Geld aus, um Lücken zu schliessen.»

Neben dem einstigen Zuhause von Nguyen Van Cuong sind im Mekong-Delta weitere Zehntausende von Häusern durch Erosion und Überflutung im Wasser versunken. In den letzten zwei Jahrzehnten siedelte der Staat mit internationaler Hilfe über eine Million Menschen um. Auch die Schweiz half mit. So haben unter anderen das Schweizerische Rote Kreuz SRK, die Glückskette und der Kanton Genf im Mekong-Delta etwa 1300 einfache, flut- und sturmresistente Häuser finanziert.

Eines davon ist das neue Zuhause des Tagelöhners Nguyen Van Cuong, dessen erstes Heim im Fluss verschwand. Er wohnt jetzt im Dorf Tam Giang Dong, wenige Bootsminuten vom alten Ort entfernt. Der Staat schenkte jeder betroffenen Familie 270 Quadratmeter Land. Der sturmsichere

Rotkreuz-Neubau misst nur etwa 25 Quadratmeter. Deswegen werden die Leute angehalten, eigene und einfache Anbauten zu fabrizieren, die allerdings nicht sturmsicher sind. Der Neubau bei der Familie Nguyen dient zum Schlafen, auch der Ahnenaltar steht dort. Dieser Schrein mit Blumen, Räucherstäbchen und dem Bild der Verstorbenen fehlt in keinem vietnamesischen Haus.

Um Platz für die Crevettenzucht zu schaffen, wurden Mangrovenwälder abgeholzt, die Schutz vor den Wellen boten.

Im selbst fabrizierten Holzanbau liegen Fischernetze, zwischen Pfählen baumeln Hängematten, an einer Wand hängen Bilder von Familienangehörigen und der un-

vermeidliche Papa Ho. Neben ihm das Hochzeitsfoto der Hauseigentümer.

Der rote Luxusportwagen hängt hier nur als Kalenderbild. Im Dorf sind manche Wege so eng, dass knapp ein Motorrad Platz findet. Draussen im Garten liegt ein kleiner Teich mit einer Fischzucht, weiter hinten grunzt das Hausschwein zwischen den Pfählen des versunkenen Hauses.

Szenenwechsel. Der Bauer und Crevettenzüchter Tong Viet Tien öffnet eine kleine Schleuse und lässt frisches Mekong-Wasser in einen seiner Teiche fließen, die am Ufer des Südchinesischen Meers liegen. Kürzlich geschah hier Schlimmes. «Meine gesamte Zucht verendete», erzählt der Landwirt, «30 000 Crevetten starben. Die Flut steigt hier immer höher und bringt zu viel Wasser. Am Ende setzt sich auf dem Teichboden zu viel Salz ab. Ein zu hoher Salzgehalt tötet Crevetten und Fische.»

Tong Viet Tien ist einer jener Bauern, die zu den jährlich zweieinhalb Millionen Tonnen Crevetten beitragen, die im Land gezüchtet werden. Vietnam gehört neben China und Thailand zu den weltweit grös-



Klimaflüchtlinge: Der Fischer und Tagelöhner Nguyen Van Cuong (2. v. r.) mit seiner Familie im sturmsicheren Neubau des Roten Kreuzes.



Nur eine Frage der Zeit: Schon heute sind Zehntausende von Wohnhäusern Erosion und Fluten zum Opfer gefallen.

ten Exporteuren dieser Krustentiere. Um Platz für die Zuchtteiche zu schaffen, wurden riesige Mangrovenwälder abgeholzt – mit verheerenden Folgen. Die Wälder haben eine wichtige Schutzfunktion und brechen die Zerstörungskraft grosser Wellen. Mangroven schützen vor Fluten, die Erosionen verursachen. Mangroven halten Sedimente auf und sorgen dafür, dass das Land meerwärts wächst.

China staut rücksichtslos

Der Umwelt- und Agrarwissenschaftler Professor Duong Van Ni von der Universität in Can Tho kennt die Problematik: «An der Südspitze Vietnams, in der Provinz Ca Mau, wuchs früher das Land jedes Jahr um 15 bis 20 Meter in Richtung Meer, jetzt aber geschieht das Umgekehrte – das Festland wird wegen fehlender Mangroven durch Erosion zerstört.»

Der Staat investiert derzeit viel Geld in die Wiederaufforstung von Mangrovenwäldern. «Ein sehr schwieriges Unterfangen», sagt Professor Ni, «denn in den betroffenen Regionen wächst die Bevölkerung. Man müsste die Leute umsiedeln, um Land für die Mangroven zu gewinnen; das ist jedoch unmöglich.»

Duong Van Ni schaut besorgt in die Zukunft: «In etwa 50 Jahren könnte laut Umweltministerium und verschiedenen Forschungsinstituten die Hälfte des Mekong-Deltas wegen der Erderwärmung 70 Zentimeter unter Wasser stehen.» Wenn das so eintrifft, wären rund 20 000 Quadratkilometer des Deltas mit Salzwasser bedeckt, dies entspricht fast der halben Fläche der Schweiz.

Das Mekong-Delta ist die Reisschüssel Vietnams. In 50 Jahren wird das Land über 100 Millionen Einwohner haben, heute sind es 90. Das Mündungsgebiet ist für die Nahrungsmittelsicherheit des Landes zentral. Jährlich werden hier um die 42 Millionen Tonnen Reis produziert. Aber auch weitere 40 Länder rund um den Globus essen Reis aus dem Mekong-Delta.

«Und vergessen Sie nicht: Der Anstieg des Wasserspiegels geschieht nicht nur hier», sagt der Umwelt- und Agrarwissenschaftler Duong Van Ni, «auch im Irrawaddy-Fluss-Delta von Myanmar, im Chao Phraya-Delta in Thailand, im Ganges-Delta Indiens und Bangladeschs und im Mississippi-Delta steigt das Wasser. Diese fünf Deltas liefern schätzungsweise 80 Prozent der weltweiten Reisproduktion. Der Anstieg des Meeresspiegels wegen der Klimaerwärmung beeinflusst also direkt die globale Nahrungsmittelsicherheit.»

Neben der Klimaerwärmung sieht Professor Duong Van Ni die Waldvernichtung im Einzugsgebiet des Mekong als Hauptgrund für die zunehmenden Naturkatastrophen im Delta. In den vergangenen 20 Jahren seien für die Landwirtschaft, für Gummipflanzungen und zum Bau von Industrie- und Infrastrukturanlagen fast zwei Drittel der Wälder im oberen Teil des Mekong abgeholzt worden. «Wasser, das zuvor von den Wäldern aufgehalten wurde, kann

nun ungehindert von allen Seiten in den Mekong fliessen und lässt den Wasserspiegel steigen», sagt Duong Van Ni.

Grund Nummer zwei sei die Sedimentation. Schwere Regenfälle schwemmen in den ehemaligen Waldgebieten übrig gebliebene Erde weg, dies erzeugt grosse Mengen an Sedimenten, die schlussendlich das Flussbett erhöhen. Auch das lässt das Wasser über die Ufer treten. Dritter Grund seien bauliche Eingriffe. «Im Delta wurden viele Strassen gebaut, was den Platz fürs Wasser verringert. Dazu kommen die unzähligen Teiche und die Erdwälle rundherum, was den natürlichen Fliessraum fürs Wasser ebenfalls verringert und zu Überflutungen führen kann.»

Die meisten Kinder, die ihren Schulweg mit dem Boot zurücklegen müssen, können nicht schwimmen.

Sorgen bereitet Professor Duong Van Ni auch Chinas Stromproduktion. Im Mekong-Oberlauf haben die Chinesen sechs Staudämme gebaut, zwei weitere seien geplant. Da werde keine Rücksicht genommen. Während der Trockenzeit, wenn Vietnam dringend Wasser benötige, staut China zu viel Wasser und gräbt Vietnam so buchstäblich das kostbare Nass ab. Während der Regenzeit hingegen werde zu viel abgelassen, was zu den Überschwemmungen beitrage.

Seit 1996 hat Vietnam mit internationaler Hilfe mehr als eine Million Menschen aus bedrohten Gebieten umgesiedelt. Das Land rief an der letzten UN-Klimakonferenz in Warschau eindringlich zur Reduktion von klimaschädigenden Schadstoffen auf. Denn alleine liessen sich Katastrophenfolgen nicht mehr bewältigen.

Umsiedeln, bevor das Wasser kommt

«Wenn es so weitergeht, müssen in Vietnam wegen des Anstiegs des Wasserspiegels eines Tages möglicherweise weitere sechs Millionen Menschen umgesiedelt werden.» Dies sagt Michael Annear, der in der Vergangenheit Katastrophenhilfsprogramme in Asien und Afrika leitete und heute im Lande Ho Chi Minhs die Internationale Föderation der Rotkreuz-Gesellschaften vertritt.

Im Klartext bedeutet dies, dass Umsiedlungen von Millionen von Menschen nicht erst dann vollzogen werden, wenn das Unglück schon da ist, sondern rechtzeitig vorher. «Denn Vorbeugen ist ökonomischer und menschlich verantwortungsvoller als das Handeln erst bei der Katastrophe», sagt Michael Annear, «vor allem auch, wenn man den Verlust von Leben einbezieht.»

Statistiken der vergangenen fünf Jahre zeigen, dass der wirtschaftliche Schaden von Naturkatastrophen immer grösser wer-

de. Stichwörter: Zerstörungen der Industrie und Gefährdung der Nahrungsmittelsicherheit. Es sei deshalb enorm wichtig, in die Katastrophenvorsorge zu investieren.

Die Schutzdämme wachsen

Rotkreuz-Gesellschaften haben die Kosten verglichen. «Auf den Philippinen haben wir festgestellt, dass man mit jedem investierten Franken das Fünf- bis Zehnfache an Kosten sparen konnte, wenn man in die Prävention investiert. UNO-Studien bestätigen dies.» Oft seien es einfache Massnahmen, die viel bringen, wie der Bau einer Brücke über einen Fluss, damit die Menschen bei einer Überschwemmung rechtzeitig fliehen oder sich bei einem Taifun in einem stabilen Bau in Sicherheit bringen können.

Die Evakuierungsübung in der Primarschule Nummer eins in Dat Mui endet mit Gesang. Fröhliches Liedersingen soll beruhigen. Einige Kinder hat die Ernstfall-Simulation ziemlich verängstigt. Beunruhigend ist, dass die meisten Kinder, die ihren Schulweg mit dem Boot zurücklegen müssen, nicht schwimmen können. Das gehört nicht zum Pflichtstoff.

Beunruhigend auch die Aussage des ehemaligen Dorfvorstehers Nguyen Truyen Thong: «In drei bis fünf Jahren werden vielleicht auch die neu gebauten Häuser überflutet sein, weil der Wasserspiegel stetig steigt. Jedes Jahr müssen die Schutzdämme erhöht werden. Das heisst: Jedes Jahr kommt das Dorf gegenüber dem umgebenden Wasserspiegel um fünf bis sieben Zentimeter tiefer zu liegen.» In Dat Mui und an vielen anderen Orten des Deltas ist der simulierte Dambruch ein möglicher Ernstfall.

tageswoche.ch/+i2sn4

×

Der Mekong und sein Delta

Der Mekong durchfließt auf seiner Reise sechs Länder: China (Tibet), Myanmar, Thailand, Laos, Kambodscha, Vietnam. Rund die Hälfte der gesamten Strecke liegt auf chinesischem Gebiet. Je nach Quelle ist er zwischen 4350 und 4800 Kilometer lang und gehört zu den zwölf längsten Flüssen des Planeten. Das gesamte Delta ist flächenmässig grösser als die Schweiz und umfasst Teile Kambodschas und Vietnams. Vier Fünftel des gigantischen Mündungsgebietes liegen in Südvietnam. Etwa 20 Prozent der 90 Millionen Menschen Vietnams wohnen im Delta. Der überwiegende Teil lebt von der Fischerei, der Crevettenzucht und vom Reisanbau. Das Delta gehört weltweit zu den wichtigsten Reiskammern. Vietnam und vor allem das Mekong-Delta, sind laut der UNO Gebiete, die von der Klimaerwärmung am meisten betroffenen sind.

Stahlberger definieren mit dem Album «Die Gschicht isch besser» den Mundart-Pop neu – am 17. April live in der Kuppel.

Lachend «im Saich»

Video



Auszüge aus dem Gespräch online: tageswoche.ch/+zski1

Pflegen den Schweizer Minderwertigkeitskomplex: Stahlberger.

FOTO: ADRIAN ELSENER



von Timo Posselt

So etwas habe sie noch nie erlebt, sagt eine junge Frau in breitem Ostschweizer Dialekt zu ihrer Freundin. Fast einmal ums Haus reicht die Schlange an diesem Samstag vor dem St. Galler Konzertlokal Palace.

Am Vorabend schon ging die Taufe des neuen Stahlberger-Albums «Die Gschicht isch besser» über die Bühne. In weiser Voraussicht setzten die Veranstalter gleich zwei Konzerte an. Und zum zweiten Mal ist der Laden ausverkauft: Selbst auf der Empore des ehemaligen Kinos stehen die Leute dicht gedrängt. Die Stimmung ist gespannt. Das dritte Album der fünf St. Galler wird von der Kritik frenetisch bejubelt: «Die Gschicht isch besser» setze Massstäbe im Mundartpop, gar vom «besten Schweizer Popalbum der letzten Jahre» schwärmte «Die Zeit».

Aufnahmen in der Abgeschiedenheit

«Das kam alles völlig unvorhergesehen», erzählt Texter und Sänger Manuel Stahlberger im ehemaligen Operateur-Raum, der zum Backstage umfunktioniert wurde. «Wir haben einfach die Platte gemacht und ein gutes Gefühl dabei gehabt.» Die Arbeit sei leicht von der Hand gegangen, und sie hätten sich nicht «uh choge hindersinned».

In einem alten Haus im Nirgendwo bei Engelberg haben Stahlberger die 13 Songs vergangenen Sommer eingespielt. Die Abgeschiedenheit ermöglichte konzentriertes Arbeiten: Unterbrochen wurden die Aufnahmen nur für Spiele am Töggelikasten und durch den allabendlichen Grillplausch auf der Terrasse.

«Früher kam ich mit fertigen Liedern zur Band, und wir haben sie arrangiert. Jetzt entstehen diese zusammen», erklärt Manuel Stahlberger das Vorgehen. Der Sänger bringt die Texte und jeder sein «Bügel» Songideen mit. Der 39-Jährige spricht unaufgeregt und bedächtig, ganz so, wie man ihn auch als Sänger kennt.

«Ein Beruf mit Sackgeld»

Angefangen hat Manuel Stahlberger als Comiczeichner und Kabarettist in den Duos Stahlbergerheuss und Mölä & Stahli. Dabei war er ziemlich erfolgreich: 2009 erhielt er den Kleinkunst-Preis Salzburger Stier. Sein Comic über den St. Galler Stadtbünzli Herr Mäder ist zudem über die Ostschweiz hinaus bekannt und Kult.

Erst mit Mitte dreissig gründete er mit den vier St. Galler Musikern Christian und Dominik Kesseli, Michael Gallusser und Marcel Gschwend die Band Stahlberger. Zum Namen kamen sie unter Zeitdruck: Vor der Veröffentlichung des ersten Albums gab es viele Ideen, aber keine überzeugte wirklich alle. Das Plattenlabel meinte schliesslich, dass Stahlberger doch gut klinge. So nannte sich die Band kurzerhand nach ihrem Sänger.

Seit ihrem Debüt 2009 hat sich die Gruppe einen ausgezeichneten Ruf erspielt. Für den Namensgeber ist es bislang

aber nur «ein Beruf, der ein Sackgeld gibt». Leben tut er vor allem von den Solo-Auftritten, wie etwa mit seinem letzten Programm «Innerorts». Bereits studiert er an einem Nachfolgerherum.

Stahlberger haben nicht den Erfolg der Berner Mundart-Bands Züri West, Stiller Has oder Patent Ochsner. «Doch denen fühlen wir uns bestimmt näher als zum Beispiel Pegasus», meint der Sänger. Auf der letzten Tour coverte Kuno Lauener mit Züri West das Titelstück des zweiten Stahlberger-Albums «Abghenkt». Das fand Manuel Stahlberger «huere schön – denn der machte das bestimmt nicht mir zuliebe, sondern weil ihm gefällt, was wir machen».

Bei Auftritten in der Mundartrock-Hochburg Bern wurden die Ostschweizer trotz ihres umstrittenen Dialektes immer gut aufgenommen. Dabei findet Stahlberger: «Ich kenne keine Stadt, in der man es mit St. Galler Dialekt schwerer hat.»

Nur im Radio sei es noch schwieriger. Dort müsse man Musik machen, die nicht auffalle, und mit dem St. Galler Dialekt gehe das einfach nicht. Wirklich aufregen kann sich Stahlberger darüber aber nicht: «Wir haben keine Erfolgsstrategie und wollen einfach authentisch bleiben.»

Stahlberger singt von Figuren, die manchmal ein wenig trostlos sind, es aber immer wieder versuchen.

Das Licht im Palace ist inzwischen gedimmt, in der Luft flimmert die Erwartungshaltung des gemischten Publikums – ältere Menschen sitzen auf samtenen Kinostühlen, die Tanzfläche vor der Bühne ist voll von jungen Leuten. Manche Alten kämen wegen seiner Kleinkunst zu den Konzerten der Band und umgekehrt viele Junge wegen der Band zu seinen Soloprogrammen, erklärt uns Manuel Stahlberger.

Schliesslich tritt die Band auf die Bühne und wird ausgiebig beklatscht. Das Konzert umfasst alle 13 Songs der neuen Platte und ein paar ältere Nummern wie «Gwaltbereiti Alti», «Abghenkt» und «Rägebogesiedlig», die neu arrangiert wurden. Hier in der Ostschweiz sind es Hits.

Die Band spielt konzentriert und lässt die Lieder nur selten an den Rändern ausfließen. Schade, denn vor allem in diesen Momenten zeigen die Mitmusiker, dass sie mehr sind als nur Begleiter. Doch meist halten sie sich zurück und geben dem kantigen Nicht-Gesang von Manuel Stahlberger viel Raum.

Dieser erzählt mit empathischer Unaufgeregtheit von Figuren, «die manchmal ein wenig trostlos sind, es aber immer wieder versuchen.» Man spürt wie ernst der Sänger sein Songpersonal nimmt, etwa wenn er in «Abtaucht» vom Popstar singt, der die Nase voll hat von der Cervelat-Prominenz

und verschwindet: «Swiss Music Award und jedi Wuhe irgend en Charity Aalass / Immer die glliche schöne Lüüt a de immer glliche blöde Galas.»

Schenkelklopfer gibt es in den Texten Manuel Stahlbergers keine. Sie reizen zwar zum Lachen, aber Stahlberger selbst spricht von einem «Lachen aus Zweifel» und von Situationen, in denen man «im Saich hockt». Dann sei dieses Lachen ein Ausweg.

Das Publikum im Sack

Als Kleinkünstler trat Manuel Stahlberger solo oder im Duo im Basler Parterre auf. Die Band Stahlberger spielt nun in der grösseren Kuppel. Und das nicht nur wegen ihres Erfolgs: Die Songs der neuen Platte sind dort auch besser aufgehoben als im Singer-Songwriter-Lokal.

In «Fallschirmspringer» lässt einen Michael Gallussers Gitarre träumen, bei «Hornusse» verliert man sich im Hall, der auch von The xx sein könnte. Und in «Flowiler» nickt man zum selbstgenannten «kosmischen Lärm» von Marcel Gschwend mit. Das ist keine Kleinkunst mehr, das ist Rock, manchmal Pop mit diesen wunderbaren Texten vorgetragen vom notorischen Geschichtenerzähler Manuel Stahlberger.

Wenn beim Konzert in St. Gallen zwischendurch die Gitarren gestimmt werden müssen, springt der Frontmann ein und erzählt zum Beispiel davon, wie er ein Kinderprogramm mit dem Namen Stahlbitterli planen würde. Die Handlung sei immer gleich: «Der Frechdachs verarscht den Halbdachs.» Die erste Folge heisst «Labello». Darin klaut der Frechdachs dem Halbdachs die Lippenpomade und tauscht sie gegen Sekundenleim aus. Der Saal johlt und der Sänger selbst verzieht keine Miene. Dann folgt das Titelstück der neuen Platte: «Die Gschicht isch besser» und spätestens jetzt haben Stahlberger das ganze Publikum im Sack.

Die Beiläufigkeit des Weltuntergangs

In «De grööscht Maa» singt Stahlberger eine Agglo-Geschichte, die auch in Pratteln oder Reinach spielen könnte: «De grööscht Maa vo de Welt chunnt i üsi Stadt / am Bahnhof hüt Nomitag am zwei / s gäb no en grössere Maa irgendwo im Tibet / aber dä bliibt lieber dehei», schliesst er den Song. Da spürt man den «Schweizer Minderwertigkeitskomplex», von dem Stahlberger im Gespräch erzählt, der es ihm angetan hat und den er in lakonischem Tonfall so gern beschreibt. So wie auch das landläufige Scheitern an sich selbst, wenn man in der Welt etwas bedeuten will.

Am deutlichsten wird diese «Mischung aus Komik und Traurigkeit» im letzten Song der Platte, mit dem auch das fantastische Heimspiel im Palace endet: «Wenn d Welt undergoht / und mer stoht gad a de Kasse am warte / und s letscht wommer khört / Hent sie Supercharte?» Bei Stahlberger passiert sogar so etwas wie ein Weltuntergang ganz beiläufig.

Ausgehen

«Kulturflash» ist unser Gefäss für Kurznachrichten und Veranstaltungshinweise – von der Redaktion gefiltert und für bemerkenswert befunden. Mehr Tipps gibts auf tageswoche.ch/kulturflash

Musik



Steff la Cheffe

Für ihr jüngstes Album «Vögu zum Geburtstag», letztes Jahr in Afrika fertiggestellt, hat sich Steff la Cheffe neu gewandelt: schrill, bunt, funky beats. Treu geblieben ist sich der Berner Homie trotzdem. Und eigensinnig. Obwohl die 27-Jährige längst ein Star ist. ×

Samstag, 19. April, 21 Uhr (Türen)
Biomill, Dölsbergerstrasse 177, Laufen
www.biomilllaufen.ch

Literatur

Christoph Geiser

Der Basler Autor hat mit «Schöne Bescherung» seine Familientrilogie beendet. Dazwischen liegen 35 Jahre, Geisers Coming-out und der Bruch mit bürgerlichen Schreibformen. Im jüngsten Roman konfrontiert sich der Erzähler mit seiner Sterblichkeit – was ihm Angst und Heiterkeit bereitet. Und ihn vor Sprachlust sprühen lässt. Das ist nicht immer leicht zu lesen. Ein Grund mehr, den Autor zu hören. ×

Donnerstag, 24. April, 19 Uhr,
Literaturhaus Basel, Barfüssergasse 3
www.literaturhaus-basel.ch

Basel und Region 18. bis 24. April

ANZEIGEN



BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **PETTERSSON UND FINDUS - KLEINER QUÄLGEIST, GROSSE FREUNDSCHAFT** [6/4 J] 14.00^D
- **RIO 2 - DSCHUNGELFIEBER** 14.00^D [6/4 J]
- **DER HUNDERTJÄHRIGE, DER AUS DEM FENSTER STIEG UND VERSCHWAND** [12/10 J] 17.00/20.00^D
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO** [14/12 J] 17.00/20.00^{E/diff}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **THE AMAZING CATFISH** [8/6 J] FR/SA/MO-MI: 12.15^{Sp/d} DI: 18.30^{Sp/d} MIT DER REGISSEURIN CLAUDIA SAINTE-LUCE
- **ALPHABET** [0/0 J] FR/SA/MO/DI: 12.30^{Ov/d}
- **IDA** [12/10 J] 12.40^{Ov/d}
- **YVES SAINT LAURENT** [14/12 J] 14.00/20.30-FR-MO/MI: 18.15^{F/d}
- **SHANA - THE WOLF'S MUSIC** 14.15^{Ov/d} [10/8 J]
- **NEULAND** [6/4 J] 14.45/16.45/18.45/20.45^{D/diff}
- **PHILOMENA** [10/8 J] 16.15^{E/diff}
- **STILL LIFE** [16/14 J] 16.30/21.00^{E/diff}
- **NYPHOMANIAC - PART 2** 18.30^{E/diff} [16/14 J]
- **DAS GEHEIMNIS DER BÄUME** SA-MO: 11.00^D [6/4 J]
- **NYPHOMANIAC - PART 1** SO: 11.45^{E/diff} [16/14 J]

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **CASSE-TÊTE CHINOIS** [12/10 J] FR/SO: 12.00^{F/d}
- **MITTSOMMERNACHTSTANGO** FR-MO: 13.00^{Ov/d}
- **MELAZA** [16/14 J] 14.30/18.40^{Sp/diff}
- **DER GOALIE BIN IG** [12/10 J] 14.45/18.50^{Dialekt/diff}
- **AUGUST: OSAGE COUNTY** 16.15/20.30^{E/diff} [12/10 J]
- **PELO MALO - BAD HAIR** 16.45/20.45^{Sp/diff} [12/10 J]
- **TABLEAU NOIR** [6/4 J] SA/MO: 12.00^{F/d}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

- **TRACKS** [10/8 J] 15.30/18.00/20.30^{Ov/diff}
- **TOKYO FAMILY** [16/14 J] MO: 12.30^{Jap/diff}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.

- **AM ENDE DER MILCHSTRASSE** FR: 21.00^D

PATHÉ ELDORADO

Steinenvorstadt 67 pathe.ch

- **DER HUNDERTJÄHRIGE, DER AUS DEM FENSTER STIEG UND VERSCHWAND** [12/10 J] FR/DI: 13.00/18.00 SA-MO/MI: 15.30/20.30^D
- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** [10/8 J] 13.00/15.10 FR/SA/MO-MI: 17.30/20.00 SO: 20.45^{E/diff}
- **A LONG WAY DOWN** [12/10 J] FR/DI: 15.30/20.30 SA-MO/MI: 13.00/18.00^{E/diff}
- **OSTERKONZERT MIT DEN BERLINER PHILHARMONIKER** SO: 18.00^{Ov/d} LIVE IN HD AUS DEM FESTSPIELHAUS BADEN-BADEN

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **RIO 2 - 3D** 10.30/12.45^D [6/4 J]
- **RIO 2** 13.15^D [6/4 J]
- **DIE ABENTEUER VON MR. PEABODY & SHERMAN - 3D** 10.45/12.45^D [6/4 J]
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2** [14/12 J] 10.45/13.45/16.45/20.00 FR-SO: 23.00^{E/diff} FR-SO: 22.30^D
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - 3D** [14/12 J] 11.00/14.15/17.15/20.30 FR-SO: 23.30^D
- **THE LEGO MOVIE** [6/4 J] SA-MO 13.00^D
- **THE LEGO MOVIE - 3D** [6/4 J] 10.45/15.30 FR/DI/MI 13.00 FR/SA/MO/MI: 20.45 SO/DI: 18.00^D FR/SA/MO/MI: 18.00 SO/DI: 20.45^{E/diff}
- **SUPER-HYPOCHONDER** [6/4 J] 11.00/15.40/18.10/19.50^D
- **DIVERGENT - DIE BESTIMMUNG** [12/10 J] 11.10/14.10/17.15/20.15 FR-SO: 23.15^D 13.45/16.45^{E/diff}
- **PETTERSSON UND FINDUS - KLEINER QUÄLGEIST, GROSSE FREUNDSCHAFT** [6/4 J] 11.30^D
- **BIBI & TINA - DER FILM** [6/4 J] 14.45^D
- **NEED FOR SPEED - 3D** [12/10 J] 15.00/20.45^D
- **NOAH - 3D** [14/12 J] FR/DI: 17.00/20.15 SA/SO: 23.10^{E/diff} FR: 23.10 SA-MO/MI: 17.00/20.15^D
- **SABOTAGE** [16/14 J] 18.00-FR-SO: 23.30^D
- **THE RETURN OF THE FIRST AVENGER - 3D** [10/8 J] FR/DI: 20.00-FR/SO: 23.15^{E/d} SA-MO/MI: 20.00-SA: 23.15^D
- **NON-STOP** [14/12 J] FR-SO: 23.10^D

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **RIO 2 - 3D** 13.30/15.45 FR/SO/MO/MI: 18.10^D SA/DI: 18.10^{E/diff}
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO** [14/12 J] 20.30^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO - 3D** [14/12 J] 14.15/17.15/20.30^{E/diff}
- **SUPER-HYPOCHONDER** [6/4 J] 15.00^{F/d}
- **DIVERGENT** [12/10 J] 17.45^{E/diff}
- **NOAH - 3D** [14/12 J] 20.45^{E/diff}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SPIELER** [16/14 J] FR: 15.15^D
- **THE MISTRESS** FR: 17.30^{Jap/d}
- **DER FELSEN** [16/14 J] FR: 20.00^D
- **DIE KATZE** [16/14 J] FR: 22.15^D
- **TWENTY-FOUR EYES** SA: 15.00^{Jap/d}
- **DREILEBEN - ETWAS BESSERES ALS DEN TOD** SA: 18.00^D [12/10 J]
- **DREILEBEN - KOMM MIR NICHT NACH** SA: 20.00^D [12/10 J]
- **DREILEBEN - EINE MINUTE DUNKEL** [12/10 J] SA: 22.00^D

DIE FREUNDE DER FREUNDE

SO: 13.30^D [12/10 J]

- **STORIES WE TELL** SO: 15.15^{E/d}
- **DAS GELÜBE** [12/10 J] SO: 17.30^{D/d}
- **HUMANITY AND PAPER BALLOONS** SO: 20.00^{Jap/d}
- **TIGER, LÖWE, PANTHER** MO: 15.15^D [12/10 J]
- **HIGH AND LOW** [14/12 J] MO: 17.30-MI: 21.00^{Jap/diff}
- **HOTTE IM PARADIES** [16/14 J] MO: 20.15^D
- **TATORT: AUS DER TIEFE DER ZEIT** MI: 18.30^D

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **THE GRAND BUDAPEST HOTEL** 15.00/17.30/20.00^{E/diff} [10/8 J]

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **THE LEGO MOVIE - 3D** [6/4 J] FR-MO/MI: 13.00^D
- **RIO 2 - 3D** [6/4 J] FR-MO/MI: 15.00^D
- **DIVERGENT - DIE BESTIMMUNG** [12/10 J] FR-MO/MI: 17.00^D
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO - 3D** [14/12 J] FR-MO/MI: 20.15^D
- **300: RISE OF AN EMPIRE - 3D** FR/SA: 23.00^D [16/14 J]

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **THE LEGO MOVIE - 3D** [6/4 J] FR-SO 13.15^D
- **THE LEGO MOVIE** [6/4 J] MO-MI 13.15^D
- **RIO 2 - 3D** [6/4 J] FR-SO 15.30^D
- **RIO 2** [6/4 J] MO-MI 15.30^D
- **DIVERGENT - DIE BESTIMMUNG** [12/10 J] 17.45^D
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO - 3D** [14/12 J] FR-SO 20.30^D
- **THE AMAZING SPIDER-MAN 2 - RISE OF ELECTRO** [14/12 J] MO-MI 20.30^D

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **SHANA - THE WOLF'S MUSIC** [10/8 J] FR/SA: 15.30-MO: 13.30 DI/MI: 18.00^D
- **NEULAND** [6/4 J] FR/SA: 18.00-MO/MI: 16.00^{D/diff}
- **SUPERCONDRIQUE** [6/4 J] 20.15^{F/d}
- **DER GOALIE BIN IG** [12/10 J] SO: 16.00^{Dialekt}
- **THE 100-YEAR-OLD MAN WHO CLIMBED OUT THE WINDOW AND DISAPPEARED** [12/10 J] SO/MO: 18.00^{Ov/diff}
- **BERGE IM KOPF** [8/6 J] MO: 11.00^{Dialekt}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.

- **TABLEAU NOIR** [6/4 J] FR/SO: 10.30^{F/d}
- **THE LEGO MOVIE** [6/4 J] 14.00^D
- **RIO 2 - 3D** [6/4 J] 16.00^D
- **DIVERGENT - DIE BESTIMMUNG** [12/10 J] 18.00^D
- **SUPER-HYPOCHONDER** [6/4 J] 20.30^D
- **NEULAND** [6/4 J] MO: 10.30^{Dialekt}

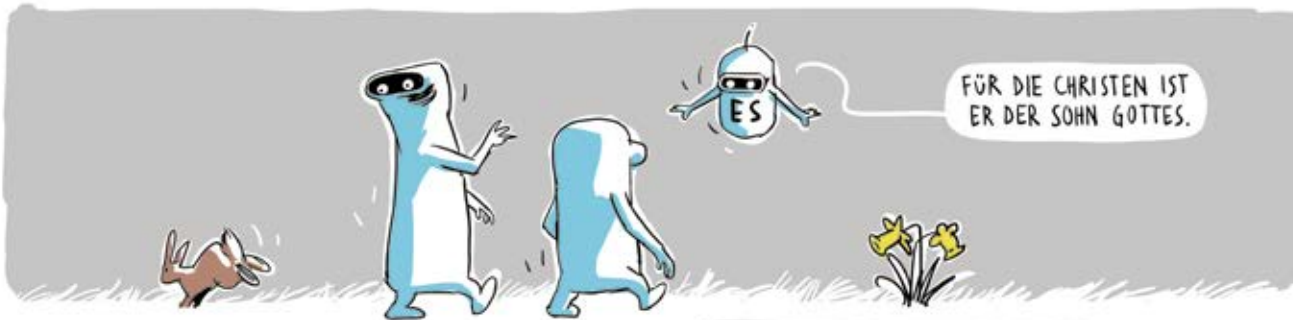


SIE, ER, ES
SIE KOMMEN VON DA DRAUSSEN, UM UNS ZU ERKLÄREN, WER WIR SIND.

IN DIESER WOCHE: FORSCHUNG AN DEN GRENZEN VON KULTUR UND RELIGION.



JESUS VON NAZARET GAB AM KARFREITAG SEIN LEBEN FÜR DIE MENSCHHEIT.



FÜR DIE CHRISTEN IST ER DER SOHN GOTTES.



MIT SEINER AUFERSTEHUNG AN OSTERN HAT ER DIE VORSTELLUNG VOM EWIGEN LEBEN BEGRÜNDET.



UND AUS WELCHEM EI SCHLÜPFT ER JETZT?

MEISTER/ROTTMANN

Impressum

TagesWoche
4. Jahrgang, Nr. 16;
verbreitete Auflage:
24 735 Exemplare.
(Verlagsangabe, weitere Infos:
tageswoche.ch/+xrfsp),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
David Bauer
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden (Produzent),
Alain Appel (Praktikant),
Renato Beck, Felicitas Blanck
(Community-Redaktorin),
Tino Bruni (Produzent), Yen
Duong, Karen N. Gerig, Simon
Jäggi, Christoph Kieslich,

Valentin Kimstedt, Marc Krebs,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Michael Rockenbach,
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen

Abo- und Lesermarkt
Martina Berardini,
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neue Medienbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Tobias Gees,
Felix Keller, Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistenz), Tel. 061 561 61 50

Abonnemente
1 Jahr: 220 Franken
(50 Ausgaben),
2 Jahre: 420 Franken
(100 Ausgaben),
Ausland-Abos auf Anfrage.
Alle Abo-Preise verstehen sich
inkl. 2,5 Prozent Mehrwert-
steuer und Versand Schweiz
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

**Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.**

Charlie Chaplin würde 125. Mit «Der grosse Diktator» hat er als Erster Hitlers Wahn der Welt vor Augen geführt.

von Andreas Schneitter

Seine bekannteste Rolle ist die des «Tramps», aber gleich danach kommt Anton Hynkel, der Diktator von Tomanien. Der will, hinter dem Rücken seines Verbündeten Benzino Napoloni, des Herrschers von Bakteria, ins gemeinsame Nachbarland Osterlitsch einmarschieren. Dazwischen terrorisiert er die Juden («the jewten») und schickt sie in Konzentrationslager.

Charlie Chaplins Film «Der grosse Diktator» kam 1940 ins Kino, sieben Jahre nach der Machtergreifung Hitlers in Deutschland, und die Parodie ist keineswegs subtil: der Schnauz und der Militarismus, die bizarr zackige Gestik, die Spiessgesellen Gor-

bitsch und Herring – alles da. Besonders drastisch überzeichnet sind die Massenansprachen von Chaplins Hynkel, in denen er Hitlers aggressiven Redestil in einem unverständlichen Denglisch persifliert, in dem es Kernbegriffe wie «Wiener Schnitzel», «Sauerkraut» und «Shtonk!» hagelt.

Legendär ist die Szene, in der der grosse Diktator seiner Weltherrschaftsfantasie einen fast zärtlichen Ausdruck gibt, indem er mit einer Weltkugel zu Wagners Lohengrin-Ouvertüre tanzt – bis der Globus ob so viel Verehrung in seiner Hand platzt.

Einen seltsamen Kontrast bildet die Schlusszene: der jüdische Coiffeur (ebenefalls Chaplin), der aufgrund der frappanten Ähnlichkeit mit Hynkel plötzlich an die Stelle des Diktators getreten ist, hält eine

Radioansprache ans besetzte Osterlitsch – und holt zu einer Fanfare auf die Freiheit und gegen nationalstaatlliche Rivalitäten aus. Hier kippt der Film von der Parodie mit herrlichen Slapstick-Szenen ins pathosreiche Melodram – und verrät viel über die Zeit, in der er entstand.

Pazifist und Gutmensch

«Der grosse Diktator», Chaplins erster Tonfilm, entsprang einer Idee, die der damals längst berühmte Schauspieler schon ein Weilchen im Kopf trug, wobei er allein schon angesichts seiner harmlosen Darstellung der Konzentrationslager von der tatsächlichen Brutalität des Nazi-Regimes offensichtlich nichts wusste. Das Leitthema ging über den Faschismus hinaus. Vier Jahre zuvor hatte Chaplin mit «Modern Times» bereits den Staatskapitalismus der USA sowie die Degradierung des Menschen durch die Industrialisierung kritisch aufs Korn genommen; nach dem Zweiten Weltkrieg geriet er in den Hetzjahren der McCarthy-Ära ins Visier der amerikanischen Patriotismuswächter. Der überzeugte Pazifist Chaplin verliess als Konsequenz die USA und liess sich in Vevey am Genfersee nieder. Auch davon handelt, auf visionäre Art, die Schlussrede des kleinen Coiffeurs, der sich plötzlich an Stelle des Diktators findet: vom Ideal der Menschenwürde, das der Einzelne nur jenseits von Staatsdoktrin und Ideologiezwang findet. Ein wahrhaft liberaler Gutmensch in jedem positiven Sinn des Wortes.

tageswoche.ch/+9w136 ×

- In dieser Rubrik stellen wir jeweils ein Kultwerk vor, das in keiner Sammlung fehlen sollte. Alle bisherigen: tageswoche.ch/themen/kultwerk

Als Anton Hynkel machte Charlie den Hitler.

BILD: ROY EXPORT S.A.S.



Charles Chaplin

Charles Chaplin, vor 125 Jahren in bitterarmen Verhältnissen in England geboren, wurde zu einem der ersten globalen Filmstars der Geschichte. Bekannt wurde er als Slapstick-Darsteller im Stummfilm und als namenloser Vagabund, der in seinen Komödien wie «Der Einwanderer» die teils desolaten Verhältnisse in der Gesellschaft ausleuchtete. «Der grosse Diktator», «Modern Times» oder «The Kid» zählen zu seinen berühmtesten Filmen. Chaplin starb am Weihnachtstag 1977 in Vevey. Sein Wohnhaus soll noch dieses Jahr als Museum öffentlich zugänglich gemacht werden.

Viele Häuser in der ungarischen Hauptstadt sind am Zerfallen. Dafür lässt es sich darin solide feiern.

von Matthias Oppliger

In Budapest ist es leicht, über die Stränge zu schlagen. Die Preise sind tief, das Essen ist – wenn man etwas sucht – hervorragend, die Bars sind zahllos und die Ungarn feierfreudig. Das Beste aber ist, dass die Stadt neben all den Möglichkeiten, sich ein unangenehmes Erwachen zu bescheren, auch das angenehmste Gegenmittel bietet: Im warmen Wasser der vielen Thermalbäder nimmt noch der hartnäckigste Kater Reissaus.

Die Donau trennt die Stadt in zwei Teile. Westlich des Flusses liegt Buda. Hier stehen die historische Burg und die meisten Bäder. Es ist der ruhigere, beschaulichere Stadtteil – von den Touristen abgesehen, die gleich busweise die Palastmauern stürmen.

Lebhafter ist es auf der Ostseite der Donau, in Pest. Hier brummt insbesondere das jüdische Viertel abends von geschäftigen Kellnern und hungrigen Restaurantgästen, in der Nacht dann von den aufgedrehten Stimmen der Feiernenden. Viele der halb zerfallenen Stadthäuser sind reich verziert mit Stukkaturen und Ornamenten. Budapest muss eine prächtige Stadt gewesen sein, bevor die Häuser von den Kommunisten verstaatlicht und nach der Wende wieder an die Bewohner verkauft wurden. Nun hat ein Haus mehrere Teilbesitzer. Die meisten sind nicht in der Lage, die architektonischen Schätze zu restaurieren.

Aber auch Ruinen haben ihren Charme. Wer sich in die Innenhöfe wagt, stösst entweder auf gepflegte Gärten, um die sich auf mehreren Stockwerken die Wohnungen reihen. Oder man steht auf einem verwaisten Plätzchen, umgeben von eingestürzten Treppenhäusern, löchrigen Wänden und Türen, die mit Fahrradschlössern gesichert sind. In diesem Ruinen-Look haben findige Clubmanager auf ganzen Strassenzügen riesige Partytempel in die baufälligen Häuser gepackt. Sie sind verwinkelt und voll mit betrunkenen Pauschal-touristen oder Abschlussreisegruppen.

Spannender sind die kleineren Bars in Pest, das «Kisüzem» etwa. Die «beste und jüdischste Bar in Budapest», wie eine Besucherin sagte, die zu wissen schien, wovon sie sprach. Dort versammeln sich Literaten, Kreative und solche, die gerne etwas davon sein würden (Studenten). Neben der ausgezeichneten Whiskey-Karte zeichnet sich das «Kisüzem» durch seine spezielle Atmosphäre aus. Ein Hauch von Revoluzzertum weht durch den gemauerten und mit Beton-Möbiliar ausgestatteten Raum. Alle diskutieren über die kommenden Wahlen und über die Neonazi-Partei Jobbik. Und taucht draussen die Polizei auf, weil ein Gast, der sich längst nicht mehr spürt, mit

Glasflaschen nach ihnen geworfen hat, strömen alle auf die Strasse, um auf die Beamten einzureden und den Querulanten unauffällig wegzuspedieren.

tageswoche.ch/+octcp ×

• Weitere Fotos und Adressen zu diesem Reisetipp und alle bisherigen Wochenendlich-Texte finden Sie online unter: tageswoche.ch/themen/wochenendlich

Anbeissen

Restaurant Két Szerecsen
Nagymező utca 14, 1065 Budapest.
Tolle ungarische Weine, sensationelle Entenbrust mit karamellisierten Äpfeln.

Versumpfen

Bar Kisüzem
Kis Diófa utca 2, 1077 Budapest.
Legendäres Publikum, umfangreiche Whiskey-Karte.

Eintauchen

Rudas Thermalbad
Döbrentei tér 9, 1013 Budapest.
Das türkischste der Budapester Bäder.

Budapests Charme versteckt sich oft hinter heruntergekommenen Gemäuern – und in den vielen Bars.

FOTO: MATTHIAS OPPLIGER



ZEITMASCHINE Kannenfeldpark

Wo einst Enten weideten und später Tote ihre letzte Ruhestätte fanden, blüht heute buntes Leben.

von Martin Stohler

Der Basler Kannenfeldpark war früher – der Name macht es deutlich – ein Feld. Hier pflanzte man allerlei an und hielt, woran die nahe Entenweidstrasse erinnert, auch Geflügel. Dann wurde im Jahr 1868 aus dem Feld ein Gottesacker. Es war eine Zeit des Wachstums und des Wandels. Den Baslern wurde es innerhalb der Stadtmauern zu eng, sie rissen sie damals nieder.

Doch nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten verlangten nach mehr Raum. Bereits im Jahr 1825 war mit dem Spalengottesacker an der Missionsstrasse ein erster Friedhof vor den Toren der Stadt entstanden. Als dieser der wachsenden Zahl an Gräbern nicht mehr genügen konnte, schuf man nach Plänen von Amadeus Merian im

Stil englischer Parkanlagen den Gottesacker Kannenfeld. Dass dieser derart weit ausserhalb der Stadt lag, liess auch kritische Stimmen laut werden, wie der Lokalhistoriker Roger Jean Rebmann zu berichten weiss. Insbesondere von katholischer Seite wurde bedauert, dass es nun nicht mehr möglich war, den Sarg mit dem Verstorbenen auf den Schultern zum Grab zu tragen. Und von reformierter Seite war die Klage zu hören, der lange einsame Landweg zum Friedhof biete für einen Trauerzug mit schön bekränzt Leichenwagen und zahlreichen Trauergästen keine schöne Kulisse.

Der Bau des grossen Zentralfriedhofs am Hörnli im Jahr 1932 läutete das Ende des Gottesackers Kannenfeld ein. Fortan wurden hier keine Toten mehr begraben. Es sollten allerdings noch 20 Jahre verstreichen, bis man 1952 mit der Umwandlung

des Friedhofs in einen Park begann. Zuerst mussten 1300 Familien- und 6000 Reihenräber geräumt werden. Angehörige und Nachkommen der Toten waren eingeladen, die Grabsteine abzuholen. Nicht alle kamen diesem Aufruf nach – und so wurden 8000 zurückgebliebene Grabsteine zusammengeschlagen. Im Buch «Kannenfeld» schreiben Verena Eggmann und Bernd Steiner über deren Wiederverwertung: «340 Lastwagen voll verbaute der Kanton im Rheinhafen Au, 30 Lastwagen voll verschwanden für Wiesenbordverbauungen in den Langen Erlen, tausend auszementierte Familiengräber wurden gesprengt, das Material als Tragbett des neuen Parkplatzes am St.-Jakob-Stadion eingebaut.»

Danach gestalteten die Stadtgärtnerei und ihr Leiter Richard Arioli (1905–1994) den ehemaligen Gottesacker ohne Eile Schritt für Schritt zu einem Park um. Arioli sind auch die von verschiedenen Künstlern geschaffenen Spielsteine auf dem zentralen Platz des Parks zu verdanken. Er war es auch, der nach einem Besuch in Sevilla die Schaffung eines «Lesegartens» und einer Open-Air-Bibliothek anregte.

Der lachende Riese

Ausser der Struktur der Wege und den alten Bäumen erinnern im Kannenfeldpark nur noch wenige Relikte an den früheren Friedhof. Beim Eingang an der Burgfelderstrasse sind dies verschiedene Inschriften und die Figuren von Moses, Daniel, Johannes und Paulus, im Parkinnern das Denkmal für gefallene französische Soldaten und die Reste des Grabes von Kunsthistoriker Johann Jakob Merian und dessen Bruder Adolf, das im Stil eines ägyptischen Tempelchens gehalten war.

Heute ist die frühere Friedhofsruhe fremem Kinderlachen gewichen. Stille Plätzchen, an denen man über die Vergänglichkeit des irdischen Lebens nachdenken kann, findet man im Park noch immer. Rund um diese Inseln der Ruhe blüht aber das bunte Leben – sei es vor dem zum Parkcafé erweiterten Kiosk oder auf den vor Kurzem neu gestalteten Kinderspielpätzen, die sich grosser Beliebtheit erfreuen.

Zur vielgestaltigen Fröhlichkeit, die hier anzutreffen ist, passt auch gut der 1990 vom Bildhauer Markus Böhmer geschaffene lachende Riese, der über die Jahre zum eigentlichen Wahrzeichen des Parks geworden ist.

tageswoche.ch/+ewv9q

×

• Mehr Bilder und weiterführende Informationen finden Sie in der Online-Version dieses Artikels.
• Alle bisherigen Beiträge: tageswoche.ch/themen/zeitmaschine

Spiel statt Andacht – nur wenig erinnert noch ans alte Kannenfeld. FOTOS: MARTIN STOHLER



My name is Bon.

crome.ch



Pro Innerstadt Bon



Der Geschenkbond zum Erleben.

proinnerstadt.ch



AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CH AG

ANZEIGE

RENAULT FAMILY OFFER:

FAMILY CHECK-IN

GRAND SCENIC JETZT
ZUM PREIS DES SCENIC
AB FR. 23700.-¹



**NUR FÜR KURZE ZEIT: ALLE RENAULT FAMILIEN-MODELLE
ZU EINMALIG ATTRAKTIVEM PREIS.**

3
JAHRE GARANTIE
100 000 km

CHALLENGE YOUR PERFORMANCE
**DEALER
OF THE YEAR
2013**
2012
2011

Profitieren Sie jetzt beim Kauf eines Clio Grandtour, Megane Grandtour, Grand Scenic, Grand Espace und weiteren Modellen vom einmaligen Familien-Angebot. Mehr dazu erfahren Sie bei uns!



**Basel: Garage Keigel, 061 565 11 11 – Basel: Madörin + Pellmont AG, Gotthelf-Garage, 061 308 90 40 – Bubendorf: Auto Recher AG, 061 951 22 66
Füllinsdorf: Garage Keigel, 061 565 12 20 – Itingen: Ritter Automobile AG, 061 971 60 60 – Muttenz: Garage Stocker, 061 461 09 11 – Nunningen: Garage Erich
Hänggi, 061 791 09 11 – Oberwil: Garage Keigel, 061 565 12 14 – Ormalingen: Garage Ernst Buser AG, 061 985 87 87 – Reinach: Birseck Garage, 061 711 15 45
Sissach: Hediger Automobile AG, 061 971 29 10 – Zwingen: Garage Keigel, 061 565 12 22**

¹Grand Scenic ENERGY TCe 115, 84 kW/115 PS, 1197 cm³, 6,1 l/100 km, 140 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie D, Katalogpreis Fr. 26400.- abzüglich Take-off Prämie Fr. 2000.- abzüglich Family Offer Prämie Fr. 700.- = Fr. 23700.- (= Preis des Scenic ENERGY TCe 115). Abgebildetes Modell (inkl. Optionen): Grand Scenic Swiss Edition ENERGY TCe 130, 97 kW/132 PS, 1197 cm³, 6,4 l/100 km, 145 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie E, Katalogpreis Fr. 31500.- abzüglich Take-off-Prämie Fr. 2000.- abzüglich Family Offer Prämie Fr. 700.- = Fr. 28800.-. Durchschnittliche CO₂-Emissionen aller in der Schweiz verkauften Neuwagen 148 g/km. Angebote gültig für Privatkunden auf Personewagen bei Vertragsabschluss und Immatrikulation vom 01.04.2014 bis 31.05.2014.